

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

IX. Jahrg.

Düsseldorf, Februar 1929

Heft 2

Das dritte Geschäftsjahr

der

„Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“.

Auszug aus dem Bericht des Vorstandes für die ordentliche Generalversammlung am 27. Februar 1929.

Das abgeschlossene Geschäftsjahr brachte uns in unseren Haupterzeugnissen — Kohle und Koks einerseits, Roheisen, Rohstahl und Walzerzeugnisse andererseits — die bisher höchste Produktion, die in diesem Jahre zum ersten Male in voll durchrationalisierten Betrieben erzeugt werden konnte. Seit Bestehen unserer Gesellschaft wurden von uns

fachungen und Ersparnisse eintreten zu lassen. Unter diesen Verhältnissen ist das Ergebnis des mit dem 30. September 1928 abgelaufenen Geschäftsjahres wenig befriedigend. Wir sind nur in der Lage, eine Dividende von 6 % zum Vorschlag zu bringen, also mindestens $2\frac{1}{2}\%$ weniger, als es der landesüblichen Verzinsung mündelsicherer Anlagewerte



An der Schlackenhalde.

Gemälde von Jos. Sünning, Düsseldorf.

insgesamt mehr als 275 Millionen Reichsmark lediglich für technische Umgestaltungen und Verbesserungen der Werksanlagen aufgewandt, während es gleichzeitig gelang, in weitem Umfange sowohl in der Produktion wie im Verkauf und in der Verwaltung Verein-

entspricht, ein Zeichen dafür, daß nahezu der gesamte Erfolg der von uns durchgeführten Rationalisierungsmaßnahmen durch die hohen steuerlichen Lasten und die Eingriffe der staatlichen Lohn- und Sozialpolitik wieder aufgezehrt wird. Der Verlauf des Geschäftsjahres ist dadurch gekennzeichnet,

daß die in ihm erzielte Produktionssteigerung durchweg auf die ersten sechs Monate des Geschäftsjahres entfällt; lediglich in Rost ist die Erzeugung infolge des allmählichen Ingangsetzens unserer neuen Kokereien erst gegen Ende des Geschäftsjahres wesentlich gestiegen. In allen anderen Haupterzeugnissen brachte die zweite Hälfte des Geschäftsjahres bei zu gleicher Zeit dauernd abnehmenden Auftragsbeständen einen Rückgang der Erzeugung, wodurch das finanzielle Ergebnis des Geschäftsjahres selbstverständlich beeinflusst wurde.

Diese ungünstige Entwicklung der Produktions- und Absatzverhältnisse beruht in erster Linie auf dem starken Nachlassen der Nachfrage des deutschen Innenmarktes. Standen die ersten Monate des Berichtsjahres noch unter den Nachwirkungen der vor allem auf dem Zustrom ausländischer Kapitalien beruhenden Binnenkonjunktur des Jahres 1927, so mußte das Nachlassen dieses Kapitalzuflusses aus dem Ausland bei der viel zu geringen Neubildung von Produktivkapital in Deutschland die innerdeutsche Kaufkraft mehr und mehr zusammenschrumpfen lassen. Dadurch ging die Nachfrage nach den Erzeugnissen unserer Industrie in immer mehrerlei Abnehmerschichten mehr und mehr zurück. Große Teile der Maschinenindustrie, die Schiffbauindustrie, dann vor allem die Reichsbahn schränkten ihre Bestellungen wesentlich ein. Sodann trug die trostlose Lage der Landwirtschaft zu dem Rückgang des inländischen Absatzes unserer Erzeugnisse wesentlich bei. Die rückläufige Konjunktur zeigte sich in gleicher Weise bei fast allen Wirtschaftszweigen, insbesondere auch bei den großen Verbrauchsgüterindustrien. Das auch in dieser Periode noch weiter herausgeschraubte allgemeine Lohnniveau konnte den Rückgang der Konjunktur nicht aufhalten, sondern mußte infolge der weiteren Steigerung der Selbstkosten absatzhemmend wirken. Die ausländischen Märkte, auf denen unsere Erzeugnisse noch vielfach starken Hemmnissen und kaum zu überwindenden Zollschranken begegnen, konnten diesen Ausfall nur der Menge, nicht aber den Preisen nach ausgleichen, zumal gegenüber einem finanziell vielfach stärkeren, wesentlich geringer belasteten ausländischen Wettbewerb.

Trotz dieser rückläufigen Konjunkturentwicklung und trotz der besonders auch von allen amtlichen Sachverständigen immer wieder ausdrücklich anerkannten schwierigen Lage der rheinisch-westfälischen Schwerindustrie sind auch in diesem Jahre neue Lohnerhöhungen und Arbeitszeitverkürzungen vorgenommen worden. Weitere Belastungen durch Steigerung der sozialen Beiträge, Erhöhung der Angestelltengehälter usw. kamen hinzu.

Die Gesamtzahl der in unseren Betrieben beschäftigten Arbeiter und Angestellten betrug:

Stand	Arbeiter	Angestellte	zus.	davon Steinkohlenbergbau		
				Arbeiter	Angestellte	zus.
30.9.1927	183 179	15 740	198 919	88 730	5 173	93 903
30.9.1928	172 595	15 394	187 989	82 404	4 988	87 392

Die Anzahl der Beschäftigten ging also bis Ende des Berichtsjahres allmählich um 346 Angestellte und 10 584 Arbeiter zurück. Am stärksten war der Steinkohlenbergbau an diesem Rückgang beteiligt. Die Ursache der Entlassungen lag einmal im Nachlassen der Beschäftigung, zum Teil ist sie auf Fortschritte in der Rationalisierung und Mechanisierung unserer Betriebe zurückzuführen.

Insgesamt hat sich die Belegschaft am Ende des Geschäftsjahres (30. September 1928) auf den heute von unserer Gesellschaft betriebenen Werken gegenüber dem Stand der gleichen Betriebe bei den verschiedenen Gründergesellschaften unmittelbar vor Gründung der Vereinigten Stahlwerke (31. März 1926) wie folgt verschoben:

Die Zahl der Arbeiter hat um 4,8% zugenommen; die Zahl der Angestellten (ausschließlich Vorstand und Prokuristen) hat um 2% abgenommen, desgleichen die der Prokuristen um 18,5% und die der Vorstandsmitglieder und gleichgestellten Direktoren um 26,6%.

Die von uns gezahlte Summe der Löhne und Gehälter überstieg die des Vorjahres, wie auch das Einkommen des einzelnen Arbeiters und Angestellten im Berichtsjahr weiter zunahm. Unsere Lohn- und Gehaltsaufwendungen betrugen im zweiten Geschäftsjahr 1926/27 491 000 000 RM., im dritten Geschäftsjahr 1927/28 515 000 000 RM.

Unsere gesamten sozialen Leistungen stellten sich im Berichtsjahr auf 56 993 788 RM. und übersteigen die des Vorjahres um 5,8%.

An Steuern zahlten wir im abgelaufenen Geschäftsjahr insgesamt 62 885 000 RM., während wir im Vorjahre 61 345 000 RM. aufwenden mußten.

Hierbei ist zu beachten, daß es sich hinsichtlich der Hauptsteuern noch nicht um endgültige Veranlagungen, sondern um vorläufige Vorauszahlungen handelt.

Der Betrag, den wir insgesamt im Berichtsjahr an Steuern abzuführen hatten, macht mithin 7,86% des Aktienkapitals unserer Gesellschaft aus. Eine Minderung dieser starken steuerlichen Belastung durch einen allgemeinen Abbau der deutschen Steuerlasten erscheint dringend erforderlich.

An Steuern und sozialen Abgaben aller Art haben wir im Berichtsjahr insgesamt einen Betrag von rund 120 Millionen Reichsmark aufgebracht, d. h. etwa 15% unseres Aktienkapitals.

Durch die dauernden Eingriffe auf Lohn- und sozialpolitischem Gebiet ist die Selbstkostenlage der deutschen Kohlen- und Eisenindustrie gegenüber den schwierigen Verhältnissen des Jahres 1925, die den Anlaß für die damals scharf einsetzenden allgemeinen Rationalisierungsmaßnahmen und auch für die Gründung unserer Gesellschaft bildeten, ganz wesentlich verschlechtert und ihre Wettbewerbsfähigkeit dem Ausland gegenüber erschwert worden. Für unsere Gesellschaft allein macht diese Verschiebung gegenüber 1925, lediglich soweit sie auf Lohn- und sozialpolitischen Gründen beruht, während der ersten drei Geschäftsjahre, die einen Zeitraum von dreißig Monaten umfassen, eine Summe von etwa 158 Millionen Reichsmark aus.

Angesichts der gesamten volks- und weltwirtschaftlichen Lage Deutschlands und mit Rücksicht auf die immer schwieriger werdenden Verhältnisse der deutschen Kohlen- und Eisenindustrie muß daher eine Selbstkostensenkung unbedingt angestrebt und durch gesetzliche Maßnahmen gefördert werden, wenn wir und damit auch die eisenverarbeitende Industrie überhaupt wettbewerbsfähig bleiben sollen. Die trotz allem von den Gewerkschaften zu Beginn des neuen Geschäftsjahres gestellten Forderungen mußten daher mit Rücksicht auf die ernste wirtschaftliche Lage abgelehnt werden. Die in Verfolg des Arbeitskampfes vom Reichsinnenminister gefällte Entscheidung bedeutet zwar eine Milderung des ursprünglichen Schiedsspruches, bringt aber doch wieder eine neue Belastung unserer Industrie, die bereits durch die Tarifierhöhungen der Reichsbahn vom 1. Oktober 1928 eine weitere erhebliche Produktionsvertéuerung erfahren hat. Die Entscheidung des Reichsinnenministers trägt daher, entgegen den von der Industrie gehegten Erwartungen, wie ausdrücklich festgestellt werden muß, der auch von der Regierung anerkannten wirtschaftlichen Lage nicht Rechnung.

Die Aussichten des neuen Geschäftsjahres sind nicht zu übersehen. Die Zukunft der deutschen Industrie ist vollständig von einer wesentlichen Herabsetzung der heute auf Deutschland ruhenden untragbaren Reparationslasten abhängig.

Statische und dynamische Mächte.

Von Dr. Adolf Grabowsky.

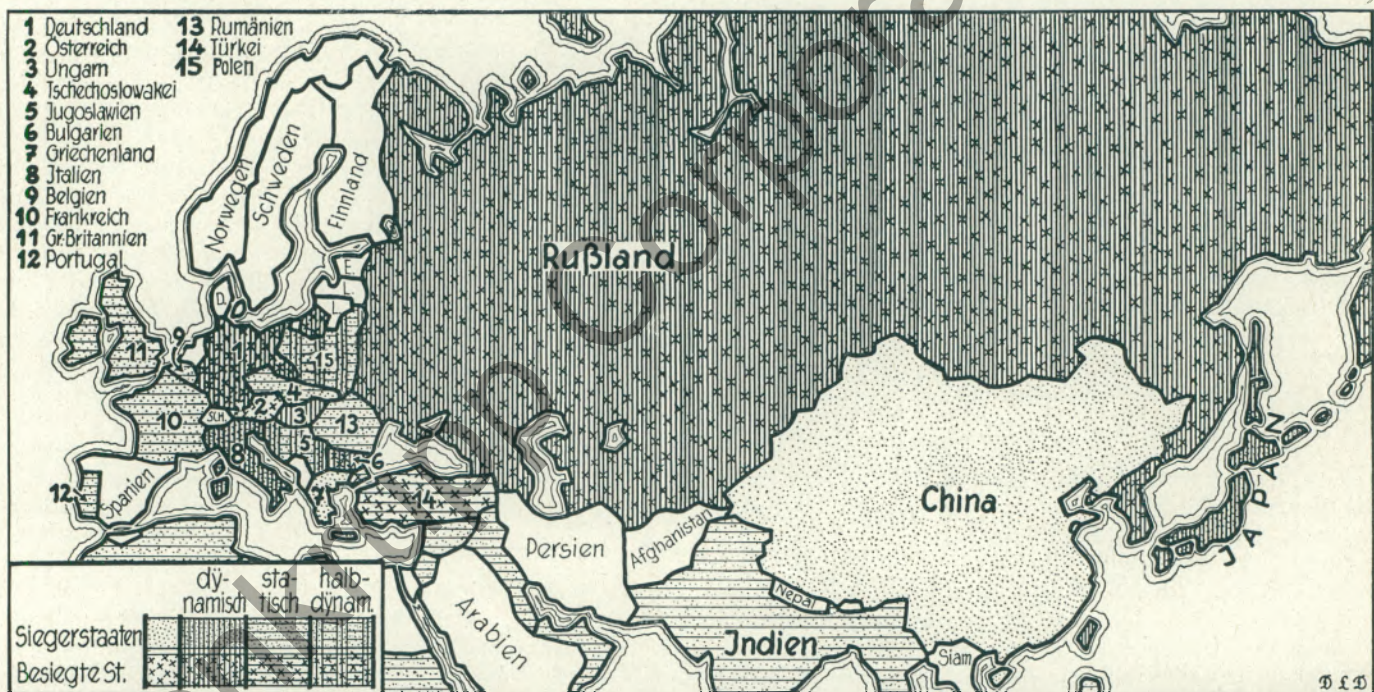
„Statisch“ und „Dynamisch“ sind zwei ursprünglich der Mechanik entstammende Begriffe, die allmählich über ihren engen Anwendungsbezirk hinaus bei allen möglichen — passenden und unpassenden — Gelegenheiten einspringen mußten, um kurz, umfassend und trotzdem verständlich einen bestimmten Zustand zu umschreiben. Verständlich allerdings nur für den, dem ihre eigentliche Bedeutung nicht fremd ist.

„Statisch“ nennt man einen Gegenstand oder eine Erscheinung, die sich in einer bestimmten Gleichgewichtslage befindet, keine dieses Gleichgewicht störende inneren Spannungen aufweist und sich daher in einem Zustand der Selbstzufriedenheit, Selbstgenügsamkeit und Satttheit befindet. Würde es sich bei diesem „statischen“ Gegenstand z. B. um einen Menschen handeln, so könnte man dessen Lebensphilosophie mit dem Ausspruch umschreiben: „Laßt mir meine Ruhe und vor allem verlangt nichts von mir! Dann denke ich nicht daran, euch zu stören; denn mir geht's, soweit es sich um meine Beziehungen zu euch handelt, augenblicklich ausgezeichnet.“ Nur, daß dieser an sich erfreuliche Zustand meistens auf Kosten der „Nachbarn“ geht, die daher ihrerseits durchaus nicht „statisch“ eingestellt sind.

Im Gegensatz dazu verfügt jede „dynamische“ Erscheinung über Spannungen und Kräfte, die durch irgendwelche äußere Hemmungen und Fesseln in ihrer Auslösung und Entfaltung gehemmt oder gehindert werden. Die Folge davon sind eine gestörte Gleichgewichtslage und das natürliche Bestreben, das Gleichgewicht durch Ausgleich der inneren Spannungen und äußeren Hemmungen wiederherzustellen, was naturgemäß nur durch Auseinandersetzungen mit der Umwelt möglich ist.

In unserer Einleitung zum Aufsatz „Das Kräftepiel in der Welt“ (Januarheft 1929) haben wir von der lebendigen Kraft gesprochen, die bei jeder neuen wirtschaftlichen und politischen Aufteilung des Erdraumes entsteht und in den verschiedensten Energieformen zum Ausdruck kommt. Die nachfolgenden Ausführungen, welche einen Querschnitt durch die Energien der Weltpolitik der Gegenwart zu geben versuchen, zeigen, daß die Schwankungen des weltpolitischen Gleichgewichts im Grunde genommen nichts anderes sind als die Folgen der Auseinandersetzungen zwischen statischen und dynamischen Mächten.

Die Schriftleitung.



Die wichtigsten statischen, dynamischen und halbdynamischen Mächte der Alten Welt

In meinem Artikel „Das Kräftepiel in der Welt“ habe ich von den drei Arten des Pazifismus gesprochen: dem konservativen Pazifismus, der jede Veränderung des Weltbildes scheut, dem Kommerz Pazifismus, der den Frieden wünscht, weil der Handel den Frieden braucht, und dem dynamischen Pazifismus, der die Friedensarbeit unter voller Anerkennung der wirkenden Kräfte in der Geschichte, der Dynamik des geschichtlichen Werdens unternimmt. Man darf die beiden ersten Arten wieder zusammenfassen unter dem Begriff des unechten Pazifismus, und man kann auch dazu rechnen jenes Friedensgerede, das mit einem nicht zu Ende gedachten Begriff wie „Paneuropa“ arbeitet, einem nebelhaften Begriff, unter dem sich jeder etwas anderes

vorstellt, der aber einer gewissen oberflächlichen Friedenssehnsucht entspricht. Diese Abart, die den Pazifismus als bloße Dekoration benutzt, mag man dekorativen Pazifismus nennen. All das ist, wie gesagt, unechte Friedensbewegung. Echter Pazifismus ist allein der dynamische. Das Gegenwort für dynamisch, bewegend ist statisch, beharrend, und so läßt sich denn auch der Gegensatz dynamischer und statischer Pazifismus konstruieren.

Genau so gibt es dynamische und statische Mächte. Gewiß ist die Einteilung der Staaten in Großmächte und kleinere Mächte und unter den Großmächten wieder die Scheidung in solche erster und zweiter Ordnung sehr wichtig, und ihr haben wir uns denn auch in unserem Artikel im Januarheft

zugewandt; mindestens ebenso wichtig aber ist die Teilung in statische und dynamische Mächte, um so mehr, als es sich hier (wie übrigens auch bei den verschiedenen Arten des Pazifismus) um vollkommen politisches Neuland handelt. Stellt man die statischen und dynamischen Mächte der Gegenwart — immer dreht es sich bei uns um das Gegenwartsbild — einander gegenüber, so ist damit zugleich umschrieben, wie sich der einzelne Staat zu dem Hauptproblem unserer Lage, der Geltung der Friedensverträge, verhält.

Statische Mächte, das sind die, die den gegenwärtigen Weltzustand unter allen Umständen erhalten wollen, dynamische Mächte die, welche bestrebt sind, ihn zu verändern. Diese Veränderung braucht durchaus nicht gewaltsam zu sein; es genügt vollkommen, und es wird in der Regel auch das einzig Zweckentsprechende sein, wenn das Streben nach Veränderung auf wachsende Erkenntnisse baut oder etwa auf den Zwang der wirtschaftlichen Verhältnisse. Man darf für den Begriff statische Mächte auch sagen: konservative Mächte, für den Begriff dynamische Mächte auch: fortschrittliche Mächte. Die statischen Mächte sind starr, unzugänglich für die Erkenntnisse begangenen Unrechts; die dynamischen vertrauen der Entwicklung, die am allerwenigsten im Staats- und Völkerverleben jemals abgeschlossen ist.

Nun verhält es sich aber nicht so, daß die statischen Mächte nur im Lager der Kriegsgewinner zu finden sind, die dynamischen allein im Lager der Kriegsverlierer. Die Sache ist vielmehr wesentlich komplizierter. Es gibt Mächte, die vollkommen und ohne Einschränkung statisch gerichtet sind; es gibt andere, die dynamisch gerichtet sind; dazwischen aber stehen solche, die man halbstatisch oder halbdynamisch nennen könnte. Trotz Locarno rechnet Frankreich immer noch zu den fast unbedingt statischen Mächten, denn die wenigen Andersdenkenden auf der radikalen Linken kommen für die Staatswillensbildung kaum in Frage. Ähnlich verhält es sich mit zwei von den drei Mächten der Kleinen Entente: Tschechoslowakei und Rumänien. Gewiß existieren, namentlich in der Tschechoslowakei, weite Volkskreise, die die Friedensverträge ablehnen, aber sie spielen heute noch — es ist möglich, daß das einmal anders wird — für die große Politik dieses Staates nur eine bescheidene Rolle. Der Staat als solcher orientiert bisher noch seine Politik ohne Rücksicht auf diese Kreise. Und in Rumänien hat die Bauernpartei bei der Übernahme der Regierung betont, daß sie die rumänischen Grenzen als unantastbar betrachte und überhaupt die Außenpolitik der bisherigen Nachkriegskabinette fortsetzen wolle. Tschechoslowakei und Rumänien sind auch darum statisch, weil sie, genau wie Frankreich, „fett“ sind; sie haben erreicht, was sie begehrt, und sie wollen nicht weniger, aber auch kaum mehr.

Denkt man nun an Jugoslawien, so zeigt sich sofort ein anderes Bild. Zwar verdankt der Staat überhaupt erst den Friedensverträgen seine Entstehung; es ist also klar, daß er mit Klauen und Zähnen an den Friedensverträgen festhält. Die sogenannten neuen Provinzen, das zu Mazedonien Hinzu-

gekommene: Kroatien, Slowenien, die Voivodina, Dalmatien, Bosnien und die Herzegowina, will man behalten, und dasselbe gilt für Montenegro — der einzige Staat, der durch den Weltkrieg verschwunden ist — wie auch für das sogenannte Südserbien, Serbisch-Mazedonien nämlich, das bereits durch die Balkankriege gewonnen wurde. Auf der anderen Seite aber will doch Jugoslawien insofern mehr als den gegenwärtigen Zustand, als ihm sowohl seine Adria-Position wie seine mazedonische Grenze nicht behagt. Es kann sich nicht damit abfinden, daß 500 000 an der Adria oder in der Nähe der Adria wohnende Slowenen und Kroaten an Italien gekommen sind; es kann sich nicht abfinden mit

der Eroberung Fiumes durch die Italiener und ebenso auch nicht mit dem Protektorat Italiens über Albanien. Vor allem aber drängt es nach unten, das Wardartal hinunter, nach dem griechischen Saloniki. Während Kroatien und Slowenien mehr nach der Adria neigen, strebt Serbien nach dem Ägäischen Meer, nach dem offenen Mittelmeer also, im Gegensatz zu der halbgeschlossenen Adria, einem Nebenmeer des Mittelmeers. Morawa- und Wardarfurche deuten hinunter nach Saloniki. Jugoslawien ist Nutznießer der Friedensverträge und soweit statisch, aber es ist gleichzeitig dynamisch, weil es sich nicht mit den Friedensverträgen begnügt.

Beinahe die Kopie Jugoslawiens ist Polen, das über die Friedensverträge hinaus schon nach Wilna gegriffen hat, das am liebsten ganz Litauen einstecken möchte mit Memel als Hafen für das nordöstliche Polen, das Danzig immer mehr in seine Gewalt zu bringen sucht, und das nun auch noch Ostpreußen begehrt im Sinne des Gedankens, daß erst dann der Korridor für Polen gesichert sei, wenn auch Ostpreußen an Polen falle.

Das wichtigste Faktum aber der gegenwärtigen Lage besteht in der dynamischen Struktur Italiens. Italien ist ausgesprochene Siegermacht und doch dynamisch bis in den

letzten Ausläufer seines Willens. Es ist die eigentlich bewegende Macht des Tages. Nicht nur seine starke Volksvermehrung, die es auf verhältnismäßig dürrigem Boden unterbringen soll — zwei Fünftel des italienischen Bodens sind passiv —, weist es auf die Dynamik hin, sondern auch seine wachsende Wirtschaftskraft und vor allem seine immer zunehmende nationale Energie. Diese im strengsten Sinne dynamische Macht muß mit der im strengsten Sinne statischen Macht Frankreich zusammenprallen.

Im Fernen Osten bildet Japan das Gegenstück Italiens. Auch Japan gehört zu den hauptsächlichlichen Siegermächten und ist doch ganz und gar dynamisch. Der Krieg hat ihm zunächst eine große Steigerung seiner Wirtschaftskraft gebracht, weil es als Kriegslieferant auftrat, und weil die Abwesenheit Englands von den asiatischen Märkten ihm in diese Märkte einzudringen erlaubte. Außerdem gewann es zunächst Tsingtau und benutzte das, um sich in Schantung mit seinen reichen Steinkohlen- und Eisenerzlagern einzunisten. Bald aber ergab sich, daß es die Kapazität seiner Industrie überspannt hatte, der nun der nötige Absatz zu fehlen begann,

Das weltpolitisch statische Amerika



und daß es in Schantung heftig mit dem erwachenden chinesischen Nationalismus zusammenstieß. Dazu kam, daß Japan auf der Washingtoner Konferenz (November 1921 bis Februar 1922) unter dem Druck der Vereinigten Staaten und Englands versprechen mußte, Tsingtau an China zurückzugeben. Die Räumung ist denn auch 1922 erfolgt. Was also blieb Japan von den Kriegsergebnissen? Seine Rohstoffbasis ist schmal geblieben, sein Land reicht nicht für die wachsende Bevölkerung. Die deutschen Inselgruppen, die es

heute Rußlands Drang, das Schwarze Meer zu beherrschen und durch die Meerengen ins offene Mittelmeer hineinzustoßen, nicht minder heftig als früher, ja noch heftiger, da Südrußland, von dem vorzugsweise diese Tendenzen ausgehen, inzwischen erhöhte Bedeutung gewonnen hat.

Diese Meerengen-Orientierung Rußlands geht in letzter Linie gegen England, zunächst aber trifft sie auf die Türkei, weil sie Konstantinopel begehrt. Die Türkei selber aber, die heute in Freundschaft zu Rußland steht, um sich gegen die



im Stillen Ozean als Mandatsgebiet erhalten hat, können da nicht viel helfen. Japan langt vor allem nach der Mandchurei, dem großen Zukunftsgebiet des fernen Ostens.

Sehr merkwürdig und einzig dastehend in der Welt ist die Dynamik des heutigen Rußland. Die Sowjetrepublik ist dynamisch der gesamten nichtsowjetistischen Welt gegenüber, indem sie die Weltrevolutionierung betreibt. Abgesehen aber von dieser allgemeinen Dynamik herrscht in Sowjetrußland noch eine spezielle, die sich teils auf Wiedergewinnung verlorener Territorien (hier kommt vor allem Bessarabien in Betracht), teils auf Neugewinnung von Territorien richtet. Das rote Rußland hat angeblich alle imperialistischen Tendenzen des kaiserlichen Rußland abgeschworen, in Wahrheit jedoch verfolgt es genau die gleichen Orientierungen und Stoßrichtungen wie das zaristische, ein Beweis, daß der Raum, die geographische und geopolitische Lage des Staates über alle jeweiligen Ideologien triumphiert. Namentlich ist

Westmächte zu schützen, hat doch eine versteckt dynamische Orientierung gegen Rußland, weil sie das alte Heimatland der Türken: Turan, das jetzige russische Zentralasien, erstrebt. Sehen wir jedoch von dieser Kraftlinie der Türkei ab, die auf absehbare Zeit hin mehr theoretischer als praktischer Natur ist, so ist die Türkei kemal Paschas, obwohl besiegte Macht im Weltkriege, doch betont statisch, nicht dynamisch. Es ist ihr nämlich allein unter den besiegten Mächten gelungen, ihren Friedensvertrag zu revidieren: der Vertrag von Lausanne vom 24. Juli 1923 hat den Friedensvertrag von Sèvres zerschmettert. Seitdem besitzt die Türkei im wesentlichen den Raum, den sie zu besitzen wünscht, die von Türken bewohnten Gebiete. Auf die arabischen Gebiete, die früher zum Osmanischen Reich gehörten, verzichtete sie bewusst, denn sie will kein Nationalitätenstaat sein, sondern rein türkisches Gebilde. Und dies Gebilde ist auch deshalb so ausgesprochen statisch, weil Kemal Pascha erkannt hat,

daß die wichtigste Aufgabe für die moderne Türkei erst einmal ist, sich auf dem gegebenen Raum zu konsolidieren.

Was Italien und Japan unter den Großmächten — dynamische Gebilde höchsten Grades, Gebilde mit Explosivstoffen geladen —, das bedeutet Ungarn unter den kleineren Nationen. Ungarn ist auf ein Drittel seiner Staatsfläche verkürzt worden. Das heißt völlige Zertrümmerung eines geographisch wie wirtschaftlich geschlossenen Gebiets, ein Vorgang, der unerhört ist, auch wenn man bedenkt, daß das alte Ungarn ein Nationalitätenstaat war, der seine verschiedenen Minoritäten recht schlecht behandelte. Der Frieden von Trianon hat nicht nur diese Minoritäten abgetrennt, sondern auch rein magyarische oder vorwiegend magyarische Gebiete. Diese Verstümmelung eines organischen Gebildes hat fast die gesamte ungarische Nation zum Widerstand aufgerufen, und heute zeigt das Land die intensivste Zusammenfassung des nationalen Willens, die sich denken läßt, um an Stelle Kumpfungarns ein erneutes Ungarn, auf gerechteren Voraussetzungen erbaut, entstehen zu lassen. Ungarn als die am meisten dynamische unter den kleineren Mächten hat sein Gegenstück in Belgien als die am meisten statische unter den kleineren Mächten.

Die ungarische Aktion hat — und das ist besonders interessant — bereits Teile der englischen öffentlichen Meinung ergriffen. Bekanntlich hat Lord Rothermere, der Eigentümer des an Auflage größten Blattes Englands, der „Daily Mail“, einen Feldzug für Gerechtigkeit gegenüber Ungarn eröffnet, der starken Eindruck gemacht hat, namentlich im House of Lords. England also beginnt dynamisch zu werden für einen gewissen Teil Europas. Gerade weil es den Frieden will, empfindet es allmählich, daß der Zustand, den die Friedensverträge in Mitteleuropa hinterlassen haben, alles eher ist als dem Frieden förderlich. Freilich muß man sich hüten, diese beginnende Wandlung zu überschätzen. Seit England wieder ein engeres Einvernehmen zu Frankreich angebahnt hat, aus Furcht vor der französischen Militärmacht, und um sich einen Bundesgenossen gegen die Vereinigten Staaten zu sichern, wird Mitteleuropa, soweit Deutschland in Frage kommt, aufs neue absolut statisch betrachtet. Erst recht statisch ist England in bezug auf das Mittelmeer und den Balkan, weil es glaubt, daß ihm hier jede Veränderung des gegenwärtigen Zustandes nur Gefahren bringen könne. Insbesondere wehrt es sich gegen den Drang Jugoslawiens nach Saloniki, wie es auch der Tendenz Bulgariens nach dem Ägäischen Meer feindlich gegenübersteht. Keine slawische Macht soll ans offene Mittelmeer heran, damit sie nicht einen Vorposten bilde für ein neues Rußland, das wieder pan-slawistische Ziele hat.

Untersucht man das schon berührte Verhältnis Englands und der Vereinigten Staaten genauer, so findet man, daß hier England der statische, die Union der dynamische Teil ist. England verteidigt seine Weltstellung, die Union will sich neben und über England setzen. Genannt sei wieder die Washingtoner Konferenz, auf der die Zahlen der Großkampfschiffe für England und Amerika gleichgesetzt wurden; erwähnt sei auch der Kampf zwischen den beiden Mächten um die Vorherrschaft in Südamerika, der schon heute mit einem Siege der Vereinigten Staaten geendet hat. Dennoch wird man in der Gesamtheit der Weltlage auch die Vereinigten Staaten als statisch betrachten müssen. Man will in der Union den Frieden, man will ihn vor allen Dingen für Europa, weil das amerikanische Kapital Anlage- und Absatzmärkte in Europa sucht. Man will auch, daß dies Europa ökonomisch wirtschaftet und nicht allzu große Heeres- und Flottenausgaben macht. Und weil die militärischen Ausgaben Frankreichs und Englands sich in letzter Linie gegen die Vereinigten Staaten richten, denkt die Union den europäischen Westmächten gegenüber nicht an Schuldentreichung, denn sie meint, sie würde damit nur die gegen sich selbst gerichtete Rüstung finanzieren.

Dieser statische Charakter der Union im großen Gefüge der Weltpolitik läßt überhaupt erst begreifen, weshalb trotz aller dynamischen Gewalten im heutigen Völkerleben sich eine Veränderung des Weltbildes nicht durchsetzen will. Wir befinden uns in einem Zeitalter, in dem die Wirtschaft die Tendenz hat, der Politik ihren Willen zu diktieren. Der ökonomische Faktor nun wird in erster Linie von den Vereinigten Staaten repräsentiert, und er verhindert immer wieder, daß die politischen Kräfte sich auslaufen. Da nun aber schließlich doch diese politischen Kräfte wirksam sind, da sie sich nicht unterdrücken lassen von der Wirtschaft, so entsteht jene stickige Atmosphäre, die so bezeichnend ist für die gegenwärtige Weltlage.

Eine ähnliche Trennung zwischen statischer Gesamtanschauung und dynamischer Anschauung im Einzelfalle wird man bei der Vielzahl der lateinamerikanischen Staaten vornehmen müssen. Sie sind alle irgendwie unbefriedigt hinsichtlich ihrer Grenzen und ihrer Einflussphären, aber diese Dynamik bleibt lokal gebannt. Weltpolitisch gesehen sind sie durchaus statisch. Nur ist diese Statik nicht Prinzip wie bei den Vereinigten Staaten, sondern Interesselosigkeit den Welt-dingen, insbesondere den europäischen Dingen gegenüber, selbst bei dem bedeutendsten Staat: Argentinien.

Statik aus Interesselosigkeit, Statik aus Prinzip, beide Verhaltensarten sind mit ihrem Ergebnis ungesunder, stickiger Luft im Grunde viel unpazifistischer und gewaltsamer als die dynamische Orientierung. Die eingangs getroffene Feststellung, daß dynamisch nicht dasselbe ist wie gewalttätig, hat sich uns bedeutungsvoll bekräftigt. Einsichtslosigkeit geschehener Ungerechtigkeit und neuer Entwicklung gegenüber oder bewußtes Sichwegwenden von solchen Problemen ist letzten Endes unfruchtbar, weil gegen das bluthafte Leben gerichtet. Nur konstruktive, aktive Außenpolitik führt weiter: lediglich passive Politik mag sich noch so sehr mit dem pazifistischen Mantelchen behängen, sie dient doch niemals dem Frieden, weil sie nichts Positives für ihn leistet.

Von diesen Gesichtspunkten gehen wir an die Erörterung der letzten Frage heran, die uns beschäftigen soll: Wie steht Deutschland innerhalb des Problems der statischen und dynamischen Mächte? Deutschland, das maßgebende, das für die deutsche Staatswillensbildung eigentlich in Betracht kommende Deutschland, betreibt heute Locarnopolitik, das heißt, es hat sich mit den Westmächten zur Befriedung Europas verbunden. Das soll nicht heißen, daß es statische Politik treibt, im Gegenteil. Deutschland ist selbstverständlich dynamische Macht: alle Welt ist sich bei uns einig, daß der Friedensvertrag, vor allem im Hinblick auf die Ostgrenzen, revidiert werden muß. Aber alle Welt — die geringfügigen Ausnahmen zählen nicht — ist auch in Deutschland gewillt, seine Hoffnung nicht auf die Gewalt, sondern auf die vernünftige Entwicklung der Dinge zu setzen. Von hier aus betrachtet, ist die Locarnopolitik keine Kapitulation vor dem statischen Frankreich, kein Verrat an dem dynamischen Charakter Deutschlands, sondern im Gegenteil das Zusammengehen mit dem statischen Frankreich, um ihm das Verständnis für die Dynamik der Geschichte einzulösen. Die Gefahr der Locarnopolitik aber liegt darin, daß das Ausland — und zum Teil auch das Inland — diese komplizierte Situation nicht begreift, daß es sich einbildet, wir seien selbst statisch geworden, weil wir mit den statischen Mächten zusammen Politik machen. Die Öffentlichkeit hat nur Sinn für Einfachheiten, nicht für Kompliziertheiten. Wenn wir in Locarno die Westgrenze ausdrücklich garantierten, so hat das für die Welt ohne Zweifel so ausgesehen, als ob wir uns mit den Friedensverträgen abgefunden hätten. Diese Befestigung von Versailles war der Psychologie der Welt, namentlich aber der der angelsächsischen Länder, nicht angepaßt. Daß England nicht unempfindlich ist für die dynamischen Erwägungen, haben wir an dem Beispiel

Ungarns gesehen; aber man wäre nie auf Ungarn aufmerksam geworden, hätte es nicht selber unablässig sein Leid in die Welt gerufen. Das gleiche erwartet das uns wohlwollende England, erwarten auch die Vereinigten Staaten von uns. Bestreiten wir unsere Kriegsschuld, so hat das für einen großen Teil der öffentlichen Meinung der Union leider wenig Interesse, weil diese Probleme als historisch erscheinen; erklären wir aber immer wieder mit äußerstem Ernst, daß unsere Verstümmelung auf die Dauer unsere Lebensmöglichkeit aufhebt, und daß hier ein Fäulnisherd in Europa entstanden ist, der den Frieden dieses Erdteils bedroht, so wird Amerika

doch einmal erkennen, daß es gerade aus pazifistischen Gründen sich zur dynamischen Orientierung bekehren muß. Der Sinn von Locarno: Durchsetzung der Dynamik im Bunde mit den statischen Mächten, wird erst erreicht, wenn wir Locarno nicht als bequemes Ruhepolster betrachten, sondern als den Ausgangspunkt eines Propagandafeldzuges für unsere gerechte Sache in der Welt. Die Anzahl der statischen Mächte verringern und vor allem die wichtigsten statischen Mächte aus ihrer reaktionären Haltung herausreißen, das muß die Lösung für uns sein!

Künstlicher Blutfarbstoff.

Zur Jahreswende kam die hochbedeutsame Mitteilung aus München, daß es Hans Fischer, dem Professor der Chemie an der Technischen Hochschule, gelungen ist, nach siebzehnjähriger forschender Tätigkeit die eisenhaltige Komponente des Blutfarbstoffes, die der Chemiker als Hämatin bezeichnet, künstlich herzustellen: ein ganz hervorragender Erfolg der organisch-synthetischen Technik, der zweifellos bedeutende Auswirkungen nach sich ziehen wird. Große Erfolge hat die synthetische Chemie in den vergangenen Jahrzehnten zu verzeichnen, und doch ist es bisher nur ganz selten gelungen, lebenswichtige Bestandteile des menschlichen Körpers künstlich herzustellen. Immer wieder hat man versucht, wichtige Sekretionsprodukte des menschlichen und tierischen Organismus künstlich aufzubauen, und bisher ist es eigentlich nur in einem einzigen Falle gelungen, einen vom menschlichen Körper erzeugten Stoff künstlich herzustellen, nämlich das sogenannte Adrenalin, das innere Sekretionsprodukt der Nebennieren, das bekanntlich den Blutdruck reguliert, und dem auch noch andere wichtige Aufgaben zufallen. Im Jahre 1904 gelang dem deutschen Chemiker Stolz die Synthese dieses wichtigen Körpers, und der deutsche Chemiker Fläcker stellte im Jahre 1908 die aktive Form des Adrenalins, die mit derjenigen, die von den Nebennieren abgesondert wird, vollkommen identisch ist, dar.

Zwanzig Jahre später erleben wir nun die künstliche Darstellung eines vielleicht weit wichtigeren und weit komplizierter zusammengesetzten Produktes des menschlichen Organismus, des Hämamins. Welche Schwierigkeiten sich der künstlichen Darstellung derartiger lebenswichtiger Stoffe entgegenstellen, vermag nur der Sachmann zu beurteilen; der Laie wird es am besten daran abschätzen können, daß Professor Fischer siebzehn Jahre forschender Tätigkeit benötigte, um die eisenhaltige Komponente des Blutfarbstoffes, das Hämatin, künstlich herzustellen.

Als der französische Forscher Miery vor langen Jahren erstmalig den Nachweis führte, daß das menschliche und auch tierische Blut Eisen enthält, wurde diese Mitteilung zunächst stark angezweifelt, später aber enthusiastisch aufgenommen; die merkwürdigsten Pläne wurden geschmiedet. So wollte man aus dem Blute berühmter Männer das Eisen gewinnen, und daraus Denkmünzen herstellen. Späterhin erkannte man dann, daß die eisenhaltige Komponente des roten Blutfarbstoffes, die wir wissenschaftlich als Hämatin bezeichnen, an Eiweiß — sogenanntem Globin — gebunden, im Blute vorkommt, und diese Verbindung von Hämatin und Globin bezeichnen wir als Hämoglobin, dem etwa die stattliche chemische Formel $\text{E } 636 \text{ H } 1025 \text{ N } 164 \text{ O } 181 \text{ S } 3 \text{ Fe}$ zukommt. Aber der Laie mag sich beim Lesen dieser Riesenformel trösten; auch der Chemiker vermag sich unter diesem riesigen Molekül keine klare Vorstellung von dem Aufbau zu bilden.

Welche Bedeutung dem Eisengehalt, in Form von Hämatin, im Blute zukommt, ist ja ziemlich allgemein bekannt. Es darf daran erinnert werden, daß das Eisen im Blute in enger

Beziehung zu dem wichtigsten Vorgange des Stoffwechsels steht, zur Atmung. Ohne Eisen ist eine Atmung nicht denkbar, und entzieht man das Eisen dem Blute, oder wird dasselbe durch irgendwelche Gifte in Formen übergeführt, die zur Atmung untauglich sind, dann erstickt der Mensch. Das Eisen des Blutes in Gestalt des jetzt auch künstlich gewinnbaren Hämamins nimmt in der Lunge den Sauerstoff aus der Luft auf, transportiert denselben in alle Teile des Körpers, wo die zur Aufrechterhaltung des Lebens erforderliche Verbrennung mit den kohlenstoffhaltigen Bestandteilen der verschiedensten Gewebe und Organe vor sich geht, und kehrt, mit dem Verbrennungsprodukt beladen, in die Lungen zurück, wo das Verbrennungsprodukt wieder abgespalten und ausgeatmet wird, womit der eisenhaltige Blutfarbstoff zu erneuter Aufnahme von Sauerstoff befähigt ist. Dreißig Sekunden erfordert der gesamte Blutkreislauf, und nur drei Gramm Eisen sind, als metallisches Eisen berechnet, in den fünf Litern Blut, die der normale Mensch besitzt, enthalten, und diese drei Gramm Eisen halten den ganzen Lebensprozeß aufrecht.

Welche praktischen Ergebnisse wird nun die künstliche Herstellung dieses Körpers zeitigen? Im Laufe der nächsten Zeit werden sich wahrscheinlich die verschiedensten Verwendungsmöglichkeiten, die nur kurz angedeutet werden können, ergeben. Bei Gasvergiftungen, sei es durch Leuchtgas, sei es durch Kohlenoxyd, wird bekanntlich der eisenhaltige rote Blutfarbstoff mehr oder weniger dadurch, daß er eine enge, nicht oder nur schwer rückspaltbare Verbindung mit dem Kohlenstoff eingeht, funktionsuntüchtig. Ergebnis: Erstickung. Durch Zufuhr künstlichen Hämamins dürfte man hier überraschende Erfolge erleben, da das künstliche Hämatin eventuell die Funktionen des vergifteten Bluthämamins übernimmt und so durch intravenöse Zufuhr künstlichen Hämamins das Leben zu erhalten ist. Auch bei starken Blutverlusten, wie überhaupt bei Krankheitsformen, die durch krankhafte Zusammensetzung des Blutbildes gekennzeichnet sind, wird sich wahrscheinlich die Anwendung künstlichen Hämamins als erfolgreich erweisen. Allerdings werden wir die praktische Anwendung des Hämamins erst im Laufe des Jahres erleben.

Erwähnt sei noch, daß das Hämatin eng verwandt ist mit einem als Pyrrol bezeichneten Körper, der im Steinkohlen- und Knochensteer enthalten ist und aus diesem leicht gewonnen werden kann. Aus dem Pyrrol läßt sich das Hämatin auch künstlich aufbauen. Damit ist die Synthese des Hämamins auf den Steinkohlensteer zurückgeführt, aus dem wir beinahe unzählig viele Verbindungen gewinnen. Der Steinkohlensteer oder, wenn man noch weiter zurückgreifen will, die Kohle ist damit zum Urstoff des hochkomplizierten Blutrotes, des Hämamins, avanciert. In erster Linie haben wir heute die geniale Synthese dieses hochinteressanten Körpers von sehr komplizierter Zusammensetzung zu bewundern, und zweifellos wird diese wissenschaftliche Großtat ersten Ranges im In- und Auslande dazu beitragen, das Ansehen der deutschen Chemie weiter zu verstärken.

Dr. Fr.



Raminplatte aus dem Jahre 1621.

Die Kunst der Ofenplatten.

Zum Erscheinen von Albrecht Rippenbergers Buch¹.

Mit sieben Abbildungen².

Es ist das Verdienst Emil Schroeders, des kürzlich verstorbenen ehemaligen Geschäftsführers des Vereins deutscher Eisenhüttenleute, eine einzigartige Sammlung gußeiserner Ofen- und Raminplatten im Verlauf vieler Jahre mit emsigem Fleiße zusammengetragen zu haben. Diese Sammlung gab bis zu Anfang des Jahres 1928 dem Eisenhüttenhaus zu Düsseldorf eine eigene Note; die Korridore und das Treppenhaus schmückten in großer Zahl diese Erzeugnisse alter Gießkunst. Seit kurzem ist die Sammlung nun als „ständige Leihgabe“ dem Städtischen Kunst-

museum in Düsseldorf überwiesen worden, um sie mehr als bisher der Allgemeinheit zugänglich zu machen.

In Anlehnung an diese reichhaltige Sammlung ist nun kürzlich aus der Feder des Marburger Kunsthistorikers Albrecht Rippenbergers eine Monographie über Ofenplatten erschienen, die erstmalig versucht, die bis vor einigen Jahrzehnten gänzlich unbeachtete Kunstart des Eisenschlusses wenigstens in großen Zügen zur Darstellung zu bringen. Daß es nicht möglich war, die gesamte, mehr als tausend Platten umfassende Sammlung des Vereins deutscher Eisenhüttenleute auszuwerfen, liegt auf der Hand. Allein die katalogmäßige Aufzählung und bildliche Darstellung einer solchen Sammlung würde einen starken Quartband füllen. Außerdem liegen erst die Anfänge der kunstgeschichtlichen Forschung auf diesem Gebiete vor. Der Verfasser mußte sich daher bei seinen Be-



Ofenplatte der Witwe zu Carepta.
Ofenplatte von Joß Schilling (1596?).

¹ Rippenberger, Dr. Albrecht: Die Kunst der Ofenplatten, dargestellt an der Sammlung des Vereins deutscher Eisenhüttenleute in Düsseldorf. Hrg. vom Verein deutscher Eisenhüttenleute. Mit 70 Taf. und 46 Abb. im Text. Düsseldorf: Verlag Stahlseifen m. b. H. 1928. VI, 52 S. 4°. Geb. 22,50 RM.

² Vgl. auch die verschiedenen Abbildungen von Ofenplatten in dem Aufsatz „Deutscher Eisenkunstguß“, VI. Jahrgang (1926), Heft 9, S. 399 ff.



Raminbock.
Sammlung des Vereins deutscher
Eisenhüttenleute.

trachtungen auf etwa hundert der hauptsächlichsten Platten beschränken, und zwar handelt es sich dabei um Güsse des 15. und 16. Jahrhunderts, als die in jeder Beziehung aufschlußreichsten.

Die Bestimmung der Gegend, die sich rühmen darf, den Guß von Eisenplatten erstmalig ausgeführt zu haben, dürfte schwierig sein. Sicherlich ist diese Gegend in Westdeutschland zu suchen, und zwar dürften mehrere Orte in Betracht kommen, an denen der künstlerische Eisenguß gleichzeitig aufgekommen ist. Überall läßt sich aber feststellen, daß der Guß von Geschützen und Geschossen voranging, ja daß die Kriegsbedürfnisse die Ausbildung, wenn nicht gar den Anstoß zu der neuen Erfindung des Eisengusses gegeben haben.

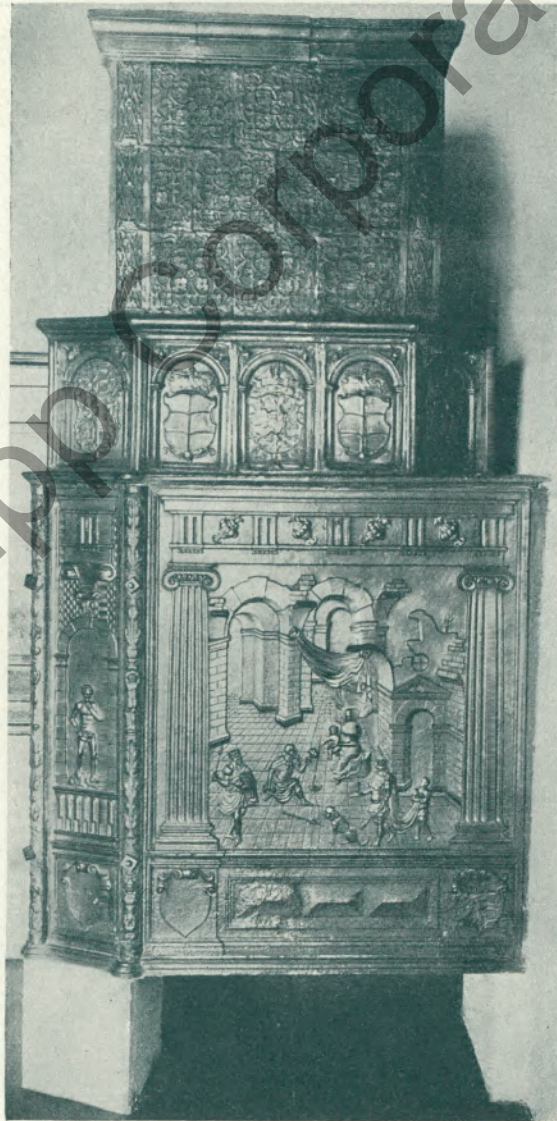
Die frühesten Nachrichten über den Dfenguß stammen aus dem Siegerland. 1486/87 goß „Gerhart smygheler“ einen eisernen Ofen, den er selbst nach Brabant brachte. Weitere Nachrichten über den Dfenguß stammen aus den Jahren 1508, 1514 bis 1517, 1520 bis 1523. An der Lahn wurden ebenfalls im 16. Jahrhundert, vielleicht auf Solms'schen Hütten, Ofenplatten gegossen. Aus Hessen liegen die frühesten Nachrichten aus dem Jahre 1508 vor: in einer Urkunde ist von einem räucherigen, zerbrochenen eisernen Ofen in der Krankstube des Landgrafen Wilhelm II. in Kassel die Rede. Aus der Eifel besitzt der Verein deutscher Eisenhüttenleute eine Platte, die die

Jahreszahl 1497 trägt (abgebildet im „Wert“, VI. Jahrgang, Heft 9, S. 399; vgl. Fußnote 2) und wohl überhaupt die älteste datierte Platte sein dürfte. Das der Eifel benachbarte Luxemburg spielte ebenfalls in der Geschichte des Eisengusses eine wichtige Rolle, wohl kaum aber in der frühen Zeit. Eine in der Sammlung Eich in Luxemburg befindliche Platte mit der Darstellung der heiligen Barbara trägt die Jahreszahl 1508, dürfte aber wohl nicht Landeserzeugnis sein, sondern aus dem Elsaß stammen. Aus diesem Lande sind Platten vorhanden mit den Jahreszahlen 1510, 1512 und 1521. Für den Harz wird 1530 als Jahr der ältesten Gußöfen genannt. Siegerländer Gießereien sollen den Dfenguß nach dem Harz gebracht haben. Aus Süddeutschland ist der vom Jahre 1536 datierte Ofen aus der Gaststube des Pfalzgrafen Ott Heinrich im Schlosse Grünau an der Donau (jetzt im Bayerischen Nationalmuseum in München) zu erwähnen. Im gleichen Museum befindet sich auch eine Wappplatte aus dem Jahre 1534, die nachweislich aus Tirol stammt.

In den nordischen Ländern sind Gußöfen erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts hergestellt worden. Bis dahin versorgten deutsche, vor-



Raminbock.
Rijksmuseum, Delft.



Ofen auf Schloß Ambras (Tirol).

nehmlich hessische Hütten diese Länder mit Ofen. Trotz der Nähe der deutschen Pflegestätten des Eisengusses hat Frankreich erst spät mit der Herstellung eiserner Platten begonnen. Die früheste Nachricht über eine gußeiserne Raminplatte auf Schloß St. Germain stammt aus dem Jahre 1548. Das einzige Land, das anscheinend neben Deutschland bereits im 15. Jahrhundert eiserne Platten hergestellt hat, ist England. Wenngleich die älteste datierte Platte aus dem Jahre 1550 stammt, so sind doch vereinzelt gotische Platten vorhanden, über deren Entstehungszeit kein Zweifel herrschen kann.

Seltener als zu Ramin-Ofenplatten, denen die vorstehenden Daten gelten, fand der Eisenguß noch Verwendung als Grabplatten, deren älteste bekannte mit der Jahreszahl 1516 datiert ist und sich im Kloster Marienstatt im Westerwald befindet. Endlich sind noch die Wappentafeln und Brunnen aus künstlerischem Eisenguß zu erwähnen, die sich bis 1541 bzw. 1582 zurückverfolgen lassen.

Die Meister der Eisenkunst, die Schnitzer der für die Herstellung der Sandform notwendigen Model sind fast alle in Vergessenheit geraten. Ihre Werke sind größtenteils ver-

rostet oder auch leider vielfach eingeschmolzen worden. Der bekannteste der Formenschnneider ist wohl Philipp Soldan zum Frankenberg, dem sich eine Reihe Schüler und Nachahmer angeschlossen. Es würde zu weit führen, im Rahmen dieses Auszuges auf die Zusammenhänge der Formenschnidekunst mit dem übrigen Kunstleben früherer Jahrhunderte näher einzugehen. Die vergleichende Kunstbetrachtung hat hier schon manches zutage gefördert, ungleich mehr wird aber noch zu tun sein.

Das sind in ganz großen Zügen die Umrisse des Gebietes, das Rippenberger in seiner Monographie behandelt. Neben dem meisterhaft ge-



Wandbrunnen in Königsbrunn (Württemberg) vor 1712.

schriebenen Text ist der Bildteil des Buches besonderer Beachtung wert. Die mit großem Feingefühl ausgewählten Abbildungen zeigen in ihrer prächtigen Wiedergabe die Kunst der alten Formenschnneider und das technische Können der alten Gießer. Die Kunst der Ramin- und Ofenplatten ist in der Hauptsache eine deutsche Kunst. Wir können stolz sein auf die alten Meister, die uns diese stummen Zeugen ihrer Leistungen hinterließen. Ist auch das graue Eisen das Aschenbrödel unter den Metallen, so zeigt sich auch hier, daß es nur des verständnisvollen Eingehens auf die Eigenheiten eines Werk-

H. Diekmann.



Das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus. Platte eines Ofens in der Dombibliothek zu Grieslar (Entstehungsjahr 1537).



Werkshulklasse während des Unterrichts.

Neuzeitliche Lehrlingsausbildung.

Von Oberingenieur R. Carl Arnhold, Düsseldorf, Leiter des Deutschen Instituts für technische Arbeitsschulung.

Die Überzeugung, daß Mensch und Wirtschaft nur dann eine harmonische Einheit bilden können, wenn man sich die Pflege und Entwicklung beider Faktoren angelegen sein läßt, hat sich in den letzten Jahren mit Macht durchgesetzt. Von der Erkenntnis, daß man bei jeder Arbeit, nicht zuletz bei der handwerklichen, mit Leib und Seele dabei sein muß, um wirkliche Höchstleistungen zu erreichen, bis zu der Einsicht, daß dieses „Mit-Leib-und-Seele-Dabeisein“ von den ersten Tagen und Wochen der beruflichen Arbeit, d. h. also vom Lehrlingsalter an, planmäßig gefördert werden muß, war es nur noch ein Schritt. Wie schnell der Erkenntnis die Umsetzung des Gedankens in die Tat gefolgt ist, zeigen die nachstehenden Ausführungen des Oberingenieurs Arnhold, der, seit Jahren unermüdlicher Vorkämpfer dieser „seelischen Rationalisierung“, heute mit Stolz auf sein im Deutschen Institut für technische Arbeitsschulung fest verankertes Werk zurückblicken kann.

Die Schriftleitung.

Richtunggebend für die in größerem Umfange erst in den letzten Jahren einsetzenden Bestrebungen neuzeitlicher Lehrlingsausbildung war die Erkenntnis, daß wir durch die Wegnahme unserer wertvollsten Rohstoffgebiete mit zwingender Notwendigkeit auf die Qualitätsarbeit hingewiesen werden und daher Qualitätsarbeiter ausbilden müssen.

Wenn man bisher auch in der Industrie einem Lehrling die beste fachliche Ausbildung hatte zuteil werden lassen, so fehlte ihm schließlich doch noch etwas, was der alte, tüchtige Handwerksgehilfe, der bei einem ausgezeichneten Handwerksmeister gelernt hatte, auf seinem Lebensweg mitbekam: die Erziehung im Hause des Meisters. Wir haben ja heute überall diesen Erziehungsmangel zu beklagen, sei dem im Kriege, als die starke Hand des Vaters fehlte, und in der

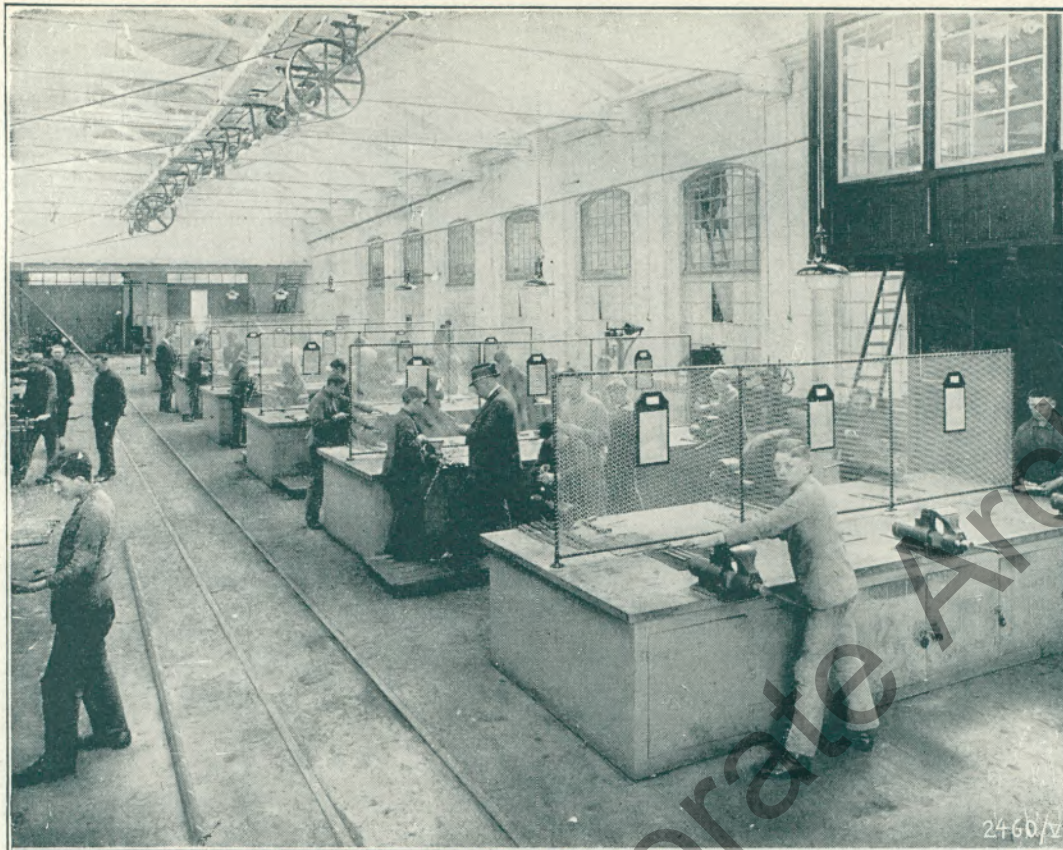
Nachkriegszeit der Einfluß der Familienerziehung in weitesten Kreisen zurückgedrängt wurde. Deshalb ist gerade heute eine Ergänzung der Erziehung im Elternhaus durch den Lehrherrn dringender nötig denn je zuvor. Diese Forderung der Zeit wird noch dadurch verstärkt, daß von den zwei großen Bildungsstätten des deutschen Volkes die eine durch den Versailler Frieden gestrichen wurde: Volksschule und Volksherr waren früher die Bildungsstätten, die auf die Gestaltung unseres Nachwuchses entscheidenden Einfluß ausübten; die eine pflegte das Wissen, die andere stärkte Körper und Willen.

So wirkte die dreifache Not unserer Zeit: der Mangel an Qualitätsfacharbeitern, die Zurückdrängung der elterlichen Zucht und der Wegfall der allgemeinen Dienstpflicht, zusammen, um neue Wege nötig zu



Fröhliche Gesellschaft

Werkshulfahrt der Lehrenden von „Bennberg“ an die Nordsee.



So stehen sie denn am nächsten Morgen kampfbereit an ihren Schraubstöcken . . .

machen. Es mußten alle gesunden Kräfte angespannt und in wirtschaftliche Machtmittel umgesetzt werden, damit wir unseren Platz im Wettbewerb der Völker behaupten können.

In aller Stille entwickelte sich aus diesen Erkenntnissen zunächst im Ruhrgebiet eine Bewegung, die alle diese Kräfte des ganzen Menschen zielbewußt in den Dienst der Gesamtheit zu stellen begann. Es genügt nicht die geschickte Hand, ja nicht einmal darüber hinaus die planmäßige Stählung des Körpers durch Sport, die Schaffung guter Berufsschulen, die in engerer Fühlung mit den praktischen Anforderungen des Betriebes stehen: als Schlüsselstein des Gewölbes muß eine Verinnerlichung der Beziehung des Industriearbeiters zu seinem Beruf, zu seinem Werk, zu den großen wirtschaftlichen Zusammenhängen unseres Volkes hinzugefügt werden.

Diese Zielsetzung konnte ebensogut ein hohles Schlagwort bleiben, wie zu einer mächtigen, aufbauenden Kraft im neuen Deutschland werden. Diese Entwicklung ist eine Lebensfrage unserer Industrie und damit unserer Volkswirtschaft und Zukunft. Es ist eine Frage der Persönlichkeiten und des Geistes, die in dieser Arbeit tätig sind. Wer an verantwortlicher Stelle in einem Werke steht, muß sich ein Bild darüber machen, wie man auf diesem Gebiete gearbeitet hat, und was dort erreicht wurde.

Geben wir hier zunächst einen Einblick in einen von dieser Erkenntnis getragenen Ausbildungsbetrieb!

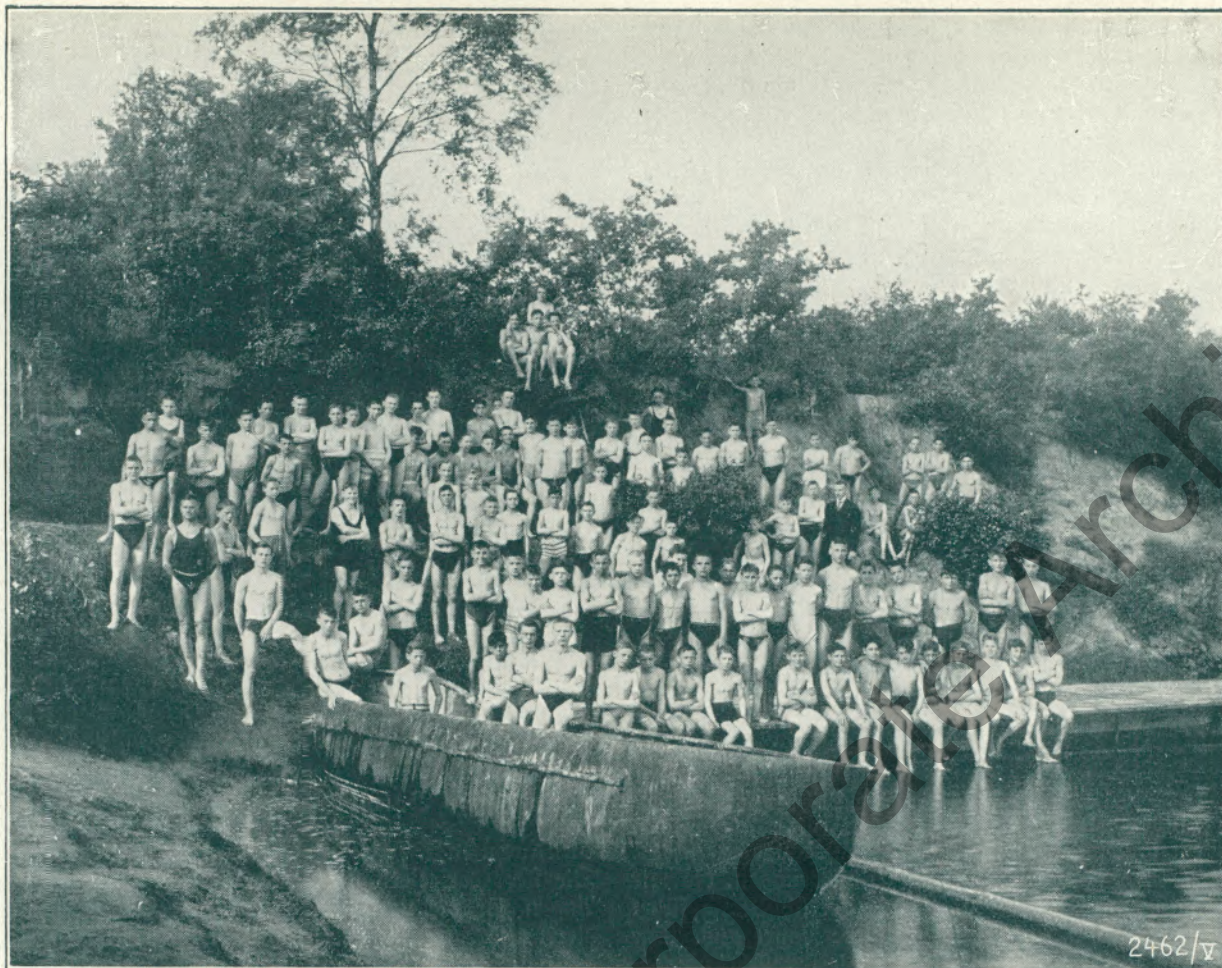
Die jungen, werdenden Facharbeiter finden sich eines Tages in der Werkschule zusammen. Hier ist alles vorbereitet, um in einem mehrtägigen Einführungslehrgang einen kurzen Überblick zu geben über die Einordnung des jungen Menschen in seine neue Arbeitsgemeinschaft. Die Werkstatt, in welcher der Junge seine Ausbildung bekommen soll, wird ihm in ihren Grundzügen erläutert und durchgesprochen. Das Lohnwesen, die Vorgesetzten, der ganze Rahmen der Fabrik, in den die einzelnen Werkstätten hineingehören, die Rohstoffe, der Arbeitsprozeß, der Abfaß, alles das wird mit großen Linien vor den Augen des Jungen entwickelt.

Dann kommt ein Abschluß dieser Einführungszeit: Mit seinem unmittelbaren Vorgesetzten, dem Ingenieur, dem Meister und den Vorarbeitern seiner künftigen Werkstatt unternimmt er eine gemeinsame zweitägige Wanderung. Da wird er das erstemal mit seinen Kameraden menschlich zusammengeführt, lernt seine Führer als Menschen, Freunde und Kameraden im Spielen und Wandern kennen.

Nun kommt der große Tag, an dem die kleinen Kerlchen das erstemal im blauen Arbeitsanzug die Werkstatt betreten, die sie vorher nur besichtigt haben. Da ist alles blitzblank hergerichtet, die Schraubstöcke sind geschmirgelt und gefettet, das Werkzeug liegt in der Schublade, die Feilbänke und die Kleiderschränke sind frisch gestrichen: alles ist wie zu einem großen Empfang festlich vorbereitet.

So stehen sie denn am nächsten Morgen kampfbereit an ihren Schraubstöcken. Dann geht's los. Wie leicht findet man da die verschiedenen Menschentypen heraus! Der eine möchte in einer halben Stunde schon als erster sein Stück abgeben, gleichgültig, ob es mit den Maßen und der Rechtwinkeligkeit stimmt, und jener kann es gar nicht genau genug machen, daß auch nicht der schmalste Lichtspalt zwischen Werkstück und Lineal hindurchschimmert. Da muß dann der Vorarbeiter mit wachsamem Auge seine kleine Schar überblicken: hier zur Schnelligkeit, dort zur Sorgfalt mahnen; hier trösten, wenn der Hammer noch allherum Abschweifungen vom Meißelende aus auf die benachbarten Knöchel ausführt und dann doch wohl ein Tränlein im Augenwinkel schimmert, dort eingreifen, wenn die kaum erlernte Führung der Feile im Eifer des Gefechtes unvorschriftsmäßig werden möchte.

Eine planmäßig aufgebaute Folge von über zwanzig Stücken wird auf diese Art hergestellt. Jedes wird nach seiner Güte gewertet; auch die verbrauchte Zeit wird aufgeschrieben und der Fleiß, den der Junge dabei an den Tag gelegt hat. Diese Angaben sind sichtbar über dem Platz jedes Lehrlings angebracht, damit Lob und Tadel nicht im verborgenen bleiben und das freie Spiel der Kräfte sich auswirken kann.



... und am Nachmittag haben sie sich in Wasserratten verwandelt.

Die fertigen Stücke werden später auch an einem Elternabend gezeigt, damit jeder Vater sich überzeugen kann, ob die „Heldentaten“, die sein Sproßling zu Hause von sich erzählt, auch den Tatsachen entsprechen, oder ob es väterlicher Ermahnungen bedarf.

Mit dieser Arbeit deckt sich etwa die dreimonatige Probezeit des Lehrlings. Nach Abschluß der Probearbeiten wird er dann den Lehrkameradschaften zugeteilt. Ein Bearbeiter, meist mit einem Gesellen, hat ungefähr zwanzig Jungen unter sich; er bekommt seine Aufträge zugewiesen und wirkt nun an der Spitze seiner kleinen Schar. Jetzt aber gilt es nicht mehr, Schulstücke herzustellen, sondern Sachen, die im großen Betrieb draußen gebraucht werden. Produktion! Maschinenbauarbeiten und Reparaturen, die zu bestimmtem Termin fertig sein und allen fachmännischen Ansprüchen genügen müssen, heißt es jetzt zu machen. Das wollen ja gerade unser Lehrlinge. Damit sie auf die Arbeit ihrer Lehrwerkstatt stolz sein lernen, trägt jedes Werkstück, das aus unserer Werkstatt herausgeht, die Buchstaben L. W.

Alle sechs Monate macht der Lehrling während dieser Zeit ein Probestück in Gestalt irgendeiner produktiven Arbeit, damit man sein Können dauernd überwachen und an einwandfreiem Maßstab bewerten kann. Auch später, wenn nach zweijährigem Aufenthalt in der Lehrwerkstatt der Junge in den Betrieb hinauskommt, um an größeren Werkstücken und schwierigeren Aufgaben sich weiterzufördern, bleibt er immer der Lehrwerkstätte unterstellt und geht zur Ablegung seiner Probestücke jeweils dorthin zurück.

Daneben bleibt in jeder Woche ein Tag vollständig dem Schulunterricht vorbehalten. Zur selben Zeit, in der die Lehrlinge an anderen Tagen in der Werkstatt sind, finden sie sich dort mit der Mappe unter dem Arm im guten Anzug

ein und werden dann wie Fachschüler unterrichtet. Wir verlangen sogar, daß sie sich zu Hause mit dem gebotenen Stoff beschäftigen, ja, daß sie regelrechte Hausarbeiten erledigen, unter anderem, daß sie von einem der Stücke, welche sie in der betreffenden Woche zu bearbeiten hatten, eine Skizze mit allen erforderlichen Berechnungen anfertigen. Daran liegt uns ja am meisten, daß hier in der Werkschule oder auch in der Berufsschule die Fühlung zwischen Betrieb und Lehrer möglichst innig ist.

Soweit die Mittel, mit denen wir das Fachkönnen und Wissen in unseren Jungen ausbilden. Aber es gibt ja noch soviel anderes, was zu einem vollwertigen Menschen gehört. Die wirtschaftlichen Zusammenhänge unserer Betriebe muß unsere Jugend möglichst früh erkennen lernen. So haben denn alle Lehrwerkstätten ihre eigene Betriebsrechnung. Die Schlosserei kauft ihr Eisen, bezahlt ihren Strom, Miete, Beleuchtung, Abschreibungen und trägt all die anderen üblichen Fabrikations- und Verwaltungskosten. Dafür werden ihr dann auch die Arbeiten aufgeschrieben, die sie als brauchbar abliefern. An einer sichtbar aufgehängten Tafel kann sich jeder in der Werkstatt überzeugen, wieviel Strom und Kohle in jedem Monat verbraucht werden, was die einzelnen Materialien, von der Pußwolle bis zur Feile, kosten, wer die einzelnen Aufträge in die Werkstatt gegeben hat, wo der Teil verwendet wird, an dem der Junge arbeitet, welche Zeit ein Facharbeiter dafür brauchen würde: lauter Gesichtspunkte, welche ihm seine Stellung als Glied einer großen wirtschaftlichen Gemeinschaft jederzeit vor Augen führen. Und dann ist jeden Monat die große Spannung, die alle, vom Werksleiter bis zum letzten „Stift“, beseelt: Sind wir in diesem Monat durchgekommen? Haben wir ohne Zuschuß abgeschlossen? Oder mußten wir uns ein Defizit aus der großen

Kasse der Firma decken lassen? Das ist der treibende Gedanke: Wir müssen unsere Werkstatt selber erhalten, denn sie gehört uns. Wir betreiben sie, wir arbeiten alle so, daß wir uns nichts schenken zu lassen brauchen. Ein Betrieb, der immer Zuschüsse erfordert, wird bei schlechter Konjunktur sicher zuerst stillgelegt, und dann hört es auf mit dieser sorgfältigen und selbständigen Lehrwerkstättenausbildung.

Außerst wichtig ist aber die planmäßige Körperschulung; in der Werkschule sind deshalb zwei Turnstunden angelegt. Vielerorts haben die Jungen außerdem einen Lehrlings-Turn- und Sportverein gegründet, in dem wohl die maßgebenden Dienststellen vertreten sind, aber die Leitung in den Händen unserer Jungen selber liegt. Außer Turnen und Athletik gehören noch Ballspiele und Schwimmen zur Ausbildung. Das wirkt sich nicht nur in der körperlichen Widerstandsfähigkeit aus, sondern der ganze Mensch wird fester, sicherer in seinen Bewegungen und weniger der Unfallgefährdung ausgesetzt.

Ganz besonderen Wert haben die Wanderungen, die wir mit unseren Jungen ausführen. Jede Werkschulkasse führt wenigstens einmal im Jahre eine größere Fahrt aus. War nicht zu reden von den vielen kleinen Werksbesichtigungen, die mit halb- oder ganztägigen Ausflügen verbunden sind. Einmal im Jahre findet meist sogar eine zehntägige Reise statt, für die unsere Lehrlinge schon von langer Hand die Reisesumme zusammensparen. (Vgl. den Auffsatz „Mit der Lehrwerkstatt der »Dortmunder Union« zur Nordsee“, auf Seite 42 ff.)

Wieder andere Gruppen haben die Möglichkeit, auf einem Segelschiff zehn Tage in der Ostsee zu kreuzen, d. h. einmal richtig draußen in den Sturm zu kommen und seekrank zu werden. Mit welchem Hochgefühl bestandener Gefahren, mit welchem Stolz, draußen im Ausland sich als stramme deutsche Jugend gezeigt zu haben, kehren sie dann wieder! Das schweißt auch die Jungen unter sich und mit ihrem Führer zu einer Gemeinschaft zusammen, wie sie nicht inniger sein könnte.

Unser Ziel ist, den Jungen das Unpersönliche, das Bedrückende des modernen Großbetriebes in lebendige Gemeinschaft zu verwandeln. Das kann nur geschehen durch Einsetzung der vollen Persönlichkeit aller, die mit der Ausbildung

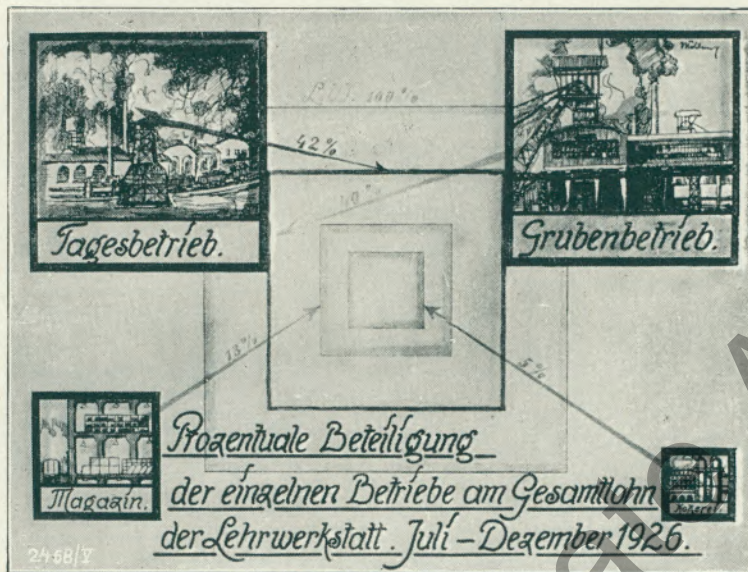
betraut sind. Dazu gehört in erster Linie, daß die Führer in stetiger Fühlung mit dem Elternhaus bleiben, daß sie den Jungen daheim aufsuchen, daß sie sich nach dem Kranken erkundigen und in den Elternabenden Auskunft über Leistungen und Verhalten des Sohnes geben.

Aber wer ist dazu imstande, diese Bedingungen alle zu erfüllen? Muß der Werkstatteleiter nicht Sachmann, Organisator, Erzieher, Turner und Freund in einer Person sein? Wo findet man diese reiflose Hingabe an ein großes Ziel? Hier liegt der Schwerpunkt der ganzen Frage, hier fühlen wir die innere Krisis unseres Volkes. Sind in seiner Industrie die Männer vorhanden, die sich dafür einsetzen, unserer Jugend bestes Führertum vorzuleben, so können wir getrost darauf bauen, daß unsere Jungen die Tage kraftvollen Aufstieges wiedererleben. Es muß daher in erster Linie eine starke Organisation vorhanden sein, die als Keimzelle und Ausbil-

dungsanstalt für die Führer dieser Bewegung dient. Die Not der Verhältnisse hat weitblickenden Männern die Augen für die Lage geöffnet. Insbesondere der Generaldirektor der Vereinigten Stahlwerke, Dr. Bögl, hat es ermöglicht, daß in Düsseldorf eine Stätte geschaffen wurde, wo an diesem Werk gearbeitet wird.

Die Gedanken der Wirtschaftlichkeit, die Wertschätzung der Arbeit, die volks- und weltwirtschaftlichen Zusammenhänge nicht nur zu vermitteln, sondern sie auch im Betriebe der Werkstatt zur Tat werden zu lassen und gleichzeitig den erforderlichen Führernachwuchs heranzubilden, ist die Aufgabe des Deutschen Instituts für technische Arbeitsschulung in Düsseldorf. Aus seiner Arbeit und seinem Geist heraus erwachsen in den beiden letzten Jahren über achtzig Lehrbetriebe, die sich jeweils den verschiedensten Industriezweigen anpaßten und über ganz

Deutschland und Österreich Verbreitung fanden, vereint in dem einen, gemeinsamen Zielstreben, Arbeitsführer und Arbeitsgeführte im ganzen deutschen Lande zu einer im besten Sinne des Wortes nationalen Arbeitsgemeinschaft zusammenzubringen und damit Brückenbauer zu sein, deren es in unserm gesellschaftlich und politisch zerrissenen Leben leider allzuwenig gibt.



Die Lehrwerkstatt als produktiver Betrieb.



„Glück auf!“

das Ferienschiff der deutschen Industriejugend.



Föhnstimmung im Hochgebirge.

Lichtbild Scherl.

Lebensausklänge.

Von Dr. Emil Lent, Wien.

Goethe.

So ruhig und abgeklärt, wie Goethe gelebt, waren seine letzten Wochen und Stunden. Sechs Wochen vor dem Tode schreibt er sein letztes Liebeszeichen an die Frauen, an Marianne:

„Vor die Augen meiner Lieben,
zu den Fingern, die's geschrieben
einst mit heißestem Verlangen,
so erwartet, wie empfangen...“

Drei Wochen vor dem Tode berührt er alle entscheidenden Probleme seines Lebens, spricht über die Mangelhaftigkeit der Sprache: „Wir wissen oft nicht recht, ob wir sehen, schauen, denken, erinnern, phantasieren oder glauben“, und liest seine letzten Bücher, Plutarch und Balzac. Acht Tage vor dem Tode schreibt er seine letzten Verse einem jungen Herrn ins Stammbuch, dem Sohn der Bettina, die ihn einst geliebt, dem Enkel der Maximiliane Brentano, die er in der Wertherzeit angebetet, bis ihn der Gatte aus dem Hause wies, dem Urenkel der Sophie Larocque, die ihm einst prachtvolle Briefe geschrieben:

„Ein jeder kehre vor seiner Tür,
und rein ist jedes Stadtquartier.
Ein jeder übe sein' Lektion,
so wird es gut im Rate stohn.“

Am nächsten Tag erkältet sich Goethe aus einer Wagenfahrt, erholt sich nach drei Tagen, bricht aber am 20. März plötzlich zusammen. Am seinem letzten Morgen läßt er sich ein französisches Werk über die Julirevolution zeigen, dann fragt er den Diener: „Der wievielte ist heute?“ — „Der 22.,

Erzelenz!“ — „Also hat der Frühling begonnen, und wir können uns um so eher erholen.“ — Er fällt in den Armstuhl zurück und träumt; man vernimmt die Worte: „Seht den schönen weiblichen Kopf — mit schwarzen Locken — im prächtigen Kolorit — auf dunklem Hintergrunde“, dann noch: „Macht doch den Fensterladen auf, damit mehr Licht herein- komme!“ . . . Noch einmal blickt er nach seiner Tochter Ottilie und spricht seine letzten Worte: „Komm, mein Töchterchen, und gib mir ein Pfötchen!“ — Aber sein Geist ist noch rege, im Schlaf schreibt er mit dem Finger in der Luft — vielleicht ein „W“ —, bis die Hand sich langsam senkt.

Kleist.

Ganz anders war Kleists Tod. Wie er lebte, so starb er auch. Sein Todfeind Napoleon hält Europa in Bann, seine Dramen und Bücher werden nicht angenommen, die Freunde haben ihn verlassen, und auch die Treuesten, seine Schwester Ulrike; er bleibt zurückgestoßen in sich selbst. . . Ein paar Monate bittet er noch in defekter Kleidung um ein Amt, versucht seinen Roman, seine Dramen „Die Hermannschlacht“ und den „Prinz von Homburg“ vergeblich in den Buchhandel zu bringen, bis er aller Bitten müde wird. „Meine Seele ist so wund, daß mir, ich möchte fast sagen, wenn ich die Nase aus dem Fenster stecke, das Tageslicht weh tut, das mir darauf schimmert.“ — In dieser traurigen Stunde klingt eine für ihn süße Stimme in ihm, eine Stimme, die ihn sein ganzes Leben begleitet, aber jetzt um so mächtiger tönt: der Selbstmord. Und er konnte überhaupt das Leben nur ertragen, weil ihm der Tod ganz bewußt wurde. Seine Todessehnsucht wird mystisch gefärbt, und jeden, der ihm im Leben teuer war: Karoline von Schiller, den Dichter Souqué, Rühle

und Marie von Kleist, fleht er an, mit ihm in den Tod zu gehen. Während des Lebens konnte ihm keine Frau in der Ekstase folgen, weder die Braut noch Marie von Kleist noch seine Schweser. Die Explosion jedes Gedankens zur Blut, zur Trunkenheit, seinen heftigen Trieb zum Himmelssturm konnte keiner verstehen. Da fand er eine geistig hochstehende, unglückliche, alternde, häßliche, lebensüberdrüssige, krebserkrankte Frau, Henriette Vogel. Ihre Aufforderung, sie zu töten, jubelt in ihm, dem „zum Tod ganz reif Gewordenen“. Jetzt ist Klarheit und Freude in ihm, nach 33 Jahren zum ersten Male Ruhe. Und im Todesbrief schreibt er an Ulrike: „Möchte Dir der Himmel einen Tod schenken, dem meinigen gleich, das ist der herzlichste und innigste Wunsch, den ich für Dich aufzubringen habe.“ — Und an seine Kusine Marie von Kleist, die er in alles einweihet, schreibt er über Henriette Vogel grotesk-traurig: „Ihr Grab ist mir lieber als die Betten aller Kaiserinnen der Welt.“ — Nach nichts Körperlichem verlangt die Beiden; die Nacht vor dem Tod lesen sie Klopstock, statt Liebesungen zu schenken, „denn sie war nicht die Frau, mit der er gelebt hätte“. Am Wannsee, eine Meile von Potsdam, tollten sie dann auf der Uferhöhe — in genau verabreiteter Stunde fallen zwei Schüsse.

So groß die Unterschiede dieser beiden Lebensausflänge zu sein scheinen: der natürlich-ruhige Tod des Zweieundachtzigjährigen und der freiwillige des Vierunddreißigjährigen, so besteht doch eine feste Brücke durch eine besonders wichtige Äußerung Goethes, der dem freiwilligen Tod, wie jedes Genie, nahe war: „Ich kann nie vom dem Selbstmord eines jungen Menschen hören, ohne dabei bis in das Innerste meines Wesens zu erbeben. Denn es hat auch in meinem Leben Zeiten gegeben, wo ich ganze Nächte lang, die Pistole in der Hand, durch das Dunkel gelaufen bin, und wo es nur eines letzten Anstoßes zur Tat bedurfte.“ — Goethe stand zwar auch an derselben Lebenswende wie Kleist, aber der Genius siegte über den Dämon.

Kant.

Die geistige Umnachtung ist nicht selten der Lebensausflug des Genies. Der Altersschwachsinn, ja mehr noch, eine vollkommene Vernichtung des geistigen Seins, ergreift auch den größten Philosophen, Immanuel Kant (1724 bis 1804). Selbst die allereinfachsten geistigen Leistungen sind in den letzten Lebensjahren ausgeschaltet, eine schwere Gedächtnisschwäche tritt auf, die gewöhnlichsten Worte können nicht mehr gefunden werden, vorher gehörte Worte werden immer wiederholt. Weil sein Schlafzimmer einen grünen Ofen hat, nennt er das Schlafengehen „an den grünen Ofen gehen“. Zu Obst sagt er immer „Sigt“. Seine Halsbinde muß ihm in einer Minute mehrmals ab- und umgebunden werden, er verkennt seine Umgebung, er schreibt alles auf kleine Zettel, Briefkuverts und abgerissene, unförmige Papierchen auf, deren Anzahl unermesslich anwächst. „Es gehörte ein täglicher Umgang mit ihm dazu, um die so uneigentliche Sprache zu verstehen.“

Hölderlin.

An einem geistigen Alterstod starb auch einer der größten Dichter, Friedrich Hölderlin (1770 bis 1843), dessen vierzig Jahre währender Wahnsinn seinen Namen bekannter machte als das Wunder des Werks in seiner Jugend. Der Wahnsinn ist die Signatur seines Geschicks. Seine großen Werke schuf er zwischen dem 31. und 33. Lebensjahr, ein Frühgealterter, der auch, wie Kleist, dem Leben entfliehen mußte. „Ich friere und starre in den Winter, der mich umgibt. So eifern mein Himmel, so steinern bin ich.“ — Einige Jahre ist es ihm zu leben erlaubt; da schafft er seine Werke, da liebt er Eufette Gontard — aber als es ihm klar wurde, daß ihm nicht vergönnt war, für seine Zeitgenossen zu sprechen, da irrte er ohne Stätte über die Erde, und alles drängt in ihm,

selig, dankbar, zum Ende. Die letzte Stufe seiner Übermüdung kommt, die Kälte, vollkommene Gleichgültigkeit gegen alles, was ihn vorher bewegte. Er läßt sich willenlos treiben, Verzweiflung, Angst, Lobsucht weichen, eine warme Ruhe kommt über ihn. Den Willenlosen gibt man 36 Jahre einem Tübinger Tischler zur Pflege. Jeden Besuch hält er mit wahrer Lebensflucht von sich fern, überhäuft ihn mit großer Höflichkeit und vielen Komplimenten, übertriebenen Titeln, mit hastig atemlosen Sätzen, so daß es allen unmöglich ist, zu Worte zu kommen. Und wenn man ihn um ein Gedicht bittet, so stellt er sich ans Stehpult und fragt: „Wünschen Ew. Heiligkeit über den Zeitgeist, über Griechenland, über die Jahreszeit?“ Und unterschreibt sich mit „Scardanelli“.

Heine und E. T. A. Hoffmann.

An der Rückenmarkschwindsucht, der Tabes, starben Heine und E. T. A. Hoffmann, beide bis zu ihrem Ende geistig rege. Der Geist war von den Leiden des Körpers völlig frei geblieben und arbeitete in der in Trümmer gegangenen Werkstätte mit alter, unerschöpflicher Kraft, unbekümmert darum, wann das Dach zusammenstürzt. „Existiere ich wirklich noch“, sagt Heine; „mein Leben ist so sehr in die Krümpe gegangen, daß nichts übriggeblieben als die Stimme.“ Acht Jahre lang währte dieser Zustand. Die tiefsten, leidgewaltigsten Dichtungen, wie der „Romano“ und die „Nachgelassenen Gedichte“, entstehen. „Es ist eine Klage wie aus einem Grabe; da schreit ein lebendig Begrabener durch die Nacht.“ Aber das Leben war ihm auch deshalb noch erträglich, weil eine Frau acht Monate vor seinem Tode zu ihm kam und ihn bis ans Ende nicht mehr verließ — die 27jährige Mouché. Noch einmal durfte der lebendig Begrabene Liebeserklärungen stammeln und seine Briefe jetzt zum ersten Male mit „liebend und getreu“ unterschreiben, was keiner Frau vor ihr vergönnt war. Am Tage vor seinem Tode war die Mouché zum letzten Male bei ihm. Da legte er schweigend, segnend die Hand auf ihr Haupt.

Bach und Mozart.

Sebastian Bach, diese „Geschichte des innerlichsten Lebens deutschen Geistes“ (Richard Wagner), dieser Sängler der inbrünstigsten Religiosität. Der Körper gehorcht bis zuletzt dem Willen, nur die Augen können nicht mehr; nach einer Operation erblindet er völlig. In irdische Trostlosigkeit versenkt, aber voll sicherer Zuversicht auf den Himmel, diktiert er sein letztes Lied: „Wenn wir in höchsten Nöten sind.“ Da, o Wunder, öffnen sich nochmals die Augen: zum Abschied sieht er noch einmal die Seinen, die Welt.

Kein Stein, kein Kreuz schmückt sein Grab; erst vor wenigen Jahren wurden die irdischen Reste gefunden. Man war im Grunde froh, daß man ihn los war; „man wollte einen Kantor, keinen Kapellmeister“, hieß es in der Ratssitzung, wenige Tage nach seinem Tode. Und so ließ man Bachs Witwe in größter Bedrängnis, bis sie zwei Jahre später als Almosenfrau starb. Sein Sohn Friedemann verschleuderte die Manuskripte; für seine Tochter veranstaltete Beethoven ein Wohltätigkeitskonzert.

Daselbe Schicksal war Mozart beschieden (1756 bis 1791). Beim „Requiem“ wurde er den Gedanken nicht los, daß er seine eigene Seelenmesse schreibe, und so hat er in das Werk das Tiefste gelegt, was er als Mensch zu sagen hatte. An einem trüben Wintertage fuhr der Kondukt dritter Klasse, da die Mittel fehlten, um ein besseres Begräbnis zu beschaffen, zum Friedhof hinaus. Die wenigen Freunde kehrten alle um, weil ihnen das Wetter zu schlecht war. Seine Frau fehlte. In einem Massengrab verscharrte man einen Mozart. Und als seine Frau später auf den Friedhof kam, war ein neuer Totengräber da, der ihr keine Auskunft geben konnte. Niemand weiß, wo Mozart seine letzte Ruhe fand.

OZENIA

von HANS RICHTER

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung. Copyright 1928 by Ernst Reils Nachf. (Aug. Scherl) (G. m. b. H., Berlin.)

I.

Im Nebenzimmer quäkte ein Kind. Geisenheim wollte sich eigentlich auf die andere Seite drehen und weiterschlafen, aber das Unterbewußtsein siegte. Und das Licht, das durch den Laden gerade auf sein Gesicht fiel. Drüben, in der anderen Ecke, grunzte ein Mensch im Halbdunkel.

Der hat's gut, dachte Geisenheim. Jeder hat's gut, der schlafen kann, wenn er noch müde ist. Er war wirklich noch sträflich müde, und vier Uhr ist schließlich auch keine Zeit zum Aufstehen, nicht einmal hier, in dem Tropensommer von Buenos Aires.

Wenn man wenigstens nicht dauernd gestört würde, aber die Pension der Senora Stenzer — Schlafstelle nannten sie die Pensionäre — war reichlich unruhig. Das hing mit den Verdienstmöglichkeiten der Gäste zusammen: die einen arbeiteten abends und nachts, die anderen am frühesten Morgen, Regelmäßigkeit kannte man nicht.

Wenn nur der Loffen, als er um ein Uhr nach Hause kam, die Stiefel nicht so auf den Boden gepoltert hätte! Und wenn er nur nicht so schnarchen wollte! War ein ganz guter Stubenkamerad am Tage, aber in der Nacht unerträglich. Jetzt, wo es niemanden störte, schnarchte er natürlich nicht mehr. Nur der Atem rasselte wie ein schlecht geölter Ventilator. Gesund war der Herr Rittmeister Loffen, jetzt Oberkellner im Bierkeller von Joussten, auch nicht. Aber Sorgen kannte er nicht mehr.

Geisenheim um so besser.

Als er mit dem Waschen fertig war — auch so eine zwecklose Angelegenheit von früher, man konnte nun einmal nicht aus seiner Haut heraus —, klopfte es draußen.

„Was ist los?“

„Ich bin's.“

„Wer ist ich?“

Dumme Frage eigentlich, die Stimme kannte er doch.

„Conja.“

Er schob den Riegel zurück, ein weibliches Wesen, den schlanken Jungenkörper eng in einen Morgenrock gewickelt, trat ein.

„Ich habe Kaffee gekocht.“

Die fast dünnen, überlangen Finger der schmalen Hand mit grotesken Nägeln hielten ihm eine Obertasse hin. Sie sprach deutsch, aber mit unverkennbar fremdem Akzent.

„Nehmen Sie!“

„Ich bin nicht in Pension bei der Stenzer, schlafe nur hier, trinke auswärts!“ Das klang barsch.

„Sie trinken gar nicht, Geisenheim“, sagte sie leise.

„Na, und wenn schon?“

„Ich will's nicht.“ Alles, was sie sprach, kam ohne jede Modulation, ohne jede Erregung heraus. Der Morgenrock war von der Schulter heruntergeglitten, der Träger eines nicht ganz reinen, dafür aber seidenen Hemdes wurde sichtbar, die blasse, durchsichtige Haut der Orientalin. Sie trug das Haar kurz, jetzt, am frühen Morgen, war es unordentlich, der festgewickelte Rock verriet die Formen ihres schlängelhaft biegsamen Körpers. In den stets halbgeschlossenen Augen lag die jahrhundertelange Demütigung des Ghettos.

„Wollen Sie nichts von mir nehmen, weil ich Jüdin bin?“ fragte sie.

„Dummheiten!“

Sie nahm's als Zusage. „Ich habe auch Zucker und Brot.“ Eine Blechbüchse stand neben der Tasse, eine Brotschneitte lag darüber, mit irgendwas beschmiert. Conja stieß den Laden halb auf, so daß Licht auf den Tisch fiel, ohne den rasselnden Loffen zu wecken.

Sie gähnte. „Ist es so schwer, sich zum Frühstück einladen zu lassen?“

Geisenheim lachte. „Sonst habe ich die Damen eingeladen, man gewöhnt sich schwer um.“

„Sie sehen halb wie ein Mann aus und halb wie ein guter Junge, Geisenheim. Das hat eben der gute Junge gesagt, den mag ich lieber als den Mann.“

Nun aß er doch. „Was wollen Sie eigentlich von mir, Conja?“

Ihre Augen umglitten ihn. „Nichts. Das heißt, ich, ich — sagen wollte ich, daß in dem Blumengeschäft an der Avenida de Mayo, in dem ganz nahe an Piedras, wissen Sie, daß in dem ein Austräger gesucht wird. Nur für den Abend. Und weil Sie — weil ich — weil es doch vielleicht ganz gut ist, wenn man ein paar Peso extra in der Tasche hat —.“

„Ich habe meine Anstellung.“

„Das ist nicht wahr. Ich habe gehorcht, gestern, als Sie mit Loffen sprachen. Sie haben sich um den Schuldienerposten in Barracas beworben, aber der war schon besetzt, und jetzt gehen Sie hinunter in die Speicher am Hafen und wollen als Peón arbeiten. Ist's nicht besser, Blumen in gute Häuser zu tragen als schwere Säcke in Lastschiffe?“

„Und wenn Sie erfährt, daß Sie jetzt um vier Uhr früh bei mir sitzen?“

„Sie ist noch unterwegs“; sie ging nicht auf seinen Einwurf ein. „Sie will mich heiraten, und wahrscheinlich werde ich ja sagen. Er spricht zehn Sprachen, er hat viele Amigos in Buenos Aires. Man muß Amigos haben, dann geht alles, sagt Sie. Er spricht Spanisch, Portugiesisch, Englisch, Französisch, Deutsch, Polnisch, Russisch —.“

„Am gesprächigsten ist er mit den Händen.“

„Sie sieht gut aus, ist schlank, groß, weiß, wie man zu Geld kommt.“ Sie musterte Geisenheim. „Sie sehen noch besser aus. Was waren Sie — früher meine ich.“

„Luftschiffer.“

Sie fröstelte. „Im Kriege?“

„Ja, auch im Kriege.“

„Ich weiß, in Gent, meine Mutter wohnte in Gent und dann später in Arras, da sind sie nachts gekommen, die Sirenen haben gehault, und wir haben aus den Betten herausgemußt in den Keller. Und dann haben sie geschossen, und es hat geblitzt und gekracht und gedöhnt. Ich war ein ganz kleines Mädel damals, vierzehn Jahr, und ich habe mir vorstellen müssen, wie furchtbar es sein muß, wenn so ein schreckliches Ding unser Haus trifft, und uns und den Keller. Schreckliche Zeit. Waren Sie da oben, Geisenheim?“

„Ich war Soldat.“

„Ich kann Sie sehen in der blauen Uniform mit dem weißen Kragen. Sicher waren Sie noch mehr braun gebrannt, als Sie es jetzt sind. Ich glaube, Sie haben gut ausgesehen. Warum sind Sie nicht geblieben, warum sind Sie nach Südamerika gegangen?“

„Das ist keine Geschichte für ägyptische Tanzmädchen, Sonja.“

„War's um eine Frau?“

Er lachte bitter. „Es geht nicht alles um die Frau. Als nach dem Kriege Zehntausende auswanderten, war nicht von Frauen die Rede. Die blieben daheim.“

„Waren Sie immer in Buenos Aires?“ Sie ließ nicht locker.

„Oben in Misiones war ich, in dem verfluchten Urwald. Mit großen Ideen sind wir dahingezogen, Neuland erobern, bauen, eigene Scholle. War wie ein Fieber damals, das viele gepackt hat, gute Leute und Gesindel, alles durcheinander. Was wissen Sie vom Urwald, Sonja? Auf der Karte bei der Landgesellschaft sieht alles gut und schön aus, und dann ziehen sie los mit Waldmesser und Beil. Einer verkrümelt sich hierhin, einer dahin, und zuletzt stehen sechs Mann mitten im Busch, hacken sich aus Palinholz einen Rancho zusammen, liegen nachts mit offenen Augen, weil der Urwald um sie singt und schreit. Und am Tage geht's an die Bäume, die dünnen zuerst, dann die dicken. Und weil man mit alledem, was man gelernt hat, dumm dasteht, wird man bei jedem Baum überholt, schlägt sich die Axt ins Bein oder läßt sich den dicksten Ast aufs Kreuz fallen, wird krank, und wenn man lange genug Danaidensäffer geschleppt hat, dann ist man noch froh, wenn man in Nacht und Nebel davonlaufen kann. Und läßt Scholle Scholle sein.“

„Sie sind nicht davongelaufen.“

„Wär' vielleicht besser gewesen. Die anderen haben's getan, und als ich dann nicht zahlen konnte, weil tropisches Unkraut schneller wächst als Dinge, die man essen und verkaufen kann, deshalb haben sie mich davongejagt.“ Er sah auf die Uhr. „Halb fünf, Gottsdonner, gehen Sie schlafen, Sonja!“

Deren Augen suchten ihn noch einmal. „Ich bin müde, Geisenheim.“

Aber der hörte schon nicht mehr, warf den Rock über das offene Hemd und stürmte hinaus. Ganz draußen an der Plaza Constitución lag die Pension Stenger, acht Quercuadras bis zum Hafen und fünfzehn lang. Ein weiter Weg. Der rote Autobus rasselte vorbei, noch ganz leer, der Negerkondukteur saß arbeitslos im Wagen neben dem Führer. Geisenheim überlegte, ob er die zehn Centavos für die Fahrt ins Geschäft stecken sollte, und ließ es doch. Man mußte ja nicht, ob man Arbeit bekam. Es gab zu viele, die vor den Lagerhäusern warteten, bis der Mayordomo sich endlich bequemte, aufzuschließen. Und dann immer dasselbe: Zwanzig Mann brauche ich — und hundert warteten. Abzählen wie die Hammel, Drängen, Stoßen, Flüche in allen Sprachen der Welt. Nach dem Zwanzigsten Wettlauf zum nächsten Speicher, zum dritten, wenn man Glück hatte. Bis um sechs Uhr alle Arbeit vergeben war und man wieder einen Tag herumliegen konnte.

Die Cuadras dehnten sich endlos, als Geisenheim an ihnen entlang trabte. Herunter bis zur Azopardo, da hatte ein Importador ein neues Geschäft eröffnet und mußte Ordnung in seine Lager bringen.

Gut ein Duzend Menschen wartete bereits. Geisenheim setzte sich neben zwei Spanier, die die schwarzen Bastenmützen über ihre mächtigen Schädel gezogen hatten und sich eifrig mit einem Argentino unverkennbar indianischen Mischblutes unterhielten.

Sie kauften Erdnüsse und spuckten. „Du kennst den Mayordomo?“

„Im Escritorio sitzt ein Amigo von mir, der wird's schon machen.“ Er schielte auf Geisenheim. „Schwere Arbeit drinnen, Stahl und Eisen, nichts für Schwächlinge.“

Geisenheim rollte wie unabsichtlich einen schweren Feldstein bequem zum Sitzen. „Buenos días!“

„Buenas.“

Die Blicke wurden anders.

„Herrn können sie nicht brauchen und außerdem höchstens acht Mann, sagt mein Amigo.“

Drinnen schloß einer, Geisenheim tastete nach dem Zettel, auf dem sie ihm im Nachweis die Adresse aufnotiert hatten, und drängte sich heran. Die anderen mit ihm. Die Tür ging nur wenig auf.

„Sechs Mann als Peone, zwei Peso.“

Ein paar schimpften.

Der Schreiber blinzelte und winkte den Basten. „Ihr kennt ja die Arbeit.“ Ließ sich den Zettel von Geisenheim in die Hand drücken, sah kaum auf den Inhalt.

„Morgen, Mann.“

Mit Geisenheim wurde ein anderer zurückgedrängt, ein blasser Mensch mit mutlosen Augen. „Wieder nichts“, sagte er auf deutsch.

Im Kampf um die Alltäglichkeit hatte Geisenheim es sich abgewöhnt, in jedem Deutschsprechenden einen Nächsten zu sehen, aber die Mutlosigkeit tat ihm leid.

„Ich habe hier noch ein Almacén notiert“, sagte er.

„Wird auch nichts sein“, greinte der andere.

„Versuchen!“ Und er zog ihn mit sich die Calle Azopardo entlang auf Plaza Colón zu.

2.

Sie mußten lange laufen, das Geschäft lag hinter dem Stationsgebäude von Retiro, und Geisenheim, der mußte, daß von ihrer Schnelligkeit ein Tagelohn oder wieder ein unnützer Weg abhing, drängte zur Eile.

„Gehen Sie voran, so rasch kann ich nicht laufen“, sagte der Basse und preßte die Hand auf die Brust. „Dann bekommen Sie wenigstens Arbeit.“

„Haben Sie es nötig oder nicht?“ fragte Geisenheim kurz dagegen.

„Meinen Sie, es stellt sich einer, der es nicht nötig hat, unter die Bande“, stieß der andere hervor.

Geisenheim faßte ihn am Arm. „Dann also vorwärts!“

Die große Uhr zeigte ein Viertel vor sechs. Trotz der frühen Morgenstunde war es schon drückend heiß. Es war ja überhaupt kaum kühl geworden. Eine der furchtbaren tropischen Dezembernächte hatte über Stadt und Menschen gelastet. Ohne Luftzug, ohne Bewegung. Eine der Nächte, die die Hitze in die engen Straßen hineinpreßt, die sie sich in das Pflaster und in die Mauern hineinfressen läßt, die die Menschen unter den staubigen Mosquiteros bis zur Erschlaffung aus-saugt.

„Ich muß Arbeit haben, ich brauche Geld, für die Frau und für mich, sie geben uns sonst nichts mehr in den Läden, und die Miete muß auch bezahlt werden“, keuchte der Basse im Laufen. „Der Patron —“

„Will Sie hinauswerfen?“

„Damit sind sie hier rasch bei der Hand. Unsereiner könnte ja eine Nacht draußen schlafen; sie passen schon genau auf in den schönen Parks von Palermo, aber in jedes Gebüsch können sie doch nicht kriechen.“ Etwas von europäischem Formelkram wachte plötzlich in ihm auf. „Ich heiße Rudolf und bin gelernter Landwirt“, sagte er, „Diplomlandwirt. Aber damit kann man hier auch nichts anfangen.“

Dieses Mal hatten sie mehr Glück, der Besitzer des Almacén war ein Deutschargentinier, der die Arbeit nur der deutschen Vermittlungsstelle angegeben hatte. Er stand, Zigaretten rauchend, in einem Wust von Kisten und musterte die beiden.

„Sie können's schaffen“, beurteilte er den kräftigen Geisenheim. „Ist schweres Zeug, muß ausgepackt werden, und das, was ich suche, ist nicht gerade immer in der obersten Kiste. Kommt dann auf ein Brett und wird auf Keller, Lager und Boden verteilt. Drei Peso — einverstanden?“

„Muß wohl“, gab Geisenheim zur Antwort. „Aber nur, wenn mein Kamerad da mittun kann.“

In Rudorfs Gesicht zuckte es, er wollte Geisenheim die Hand hinstrecken, aber der übersah das. Der Patron zuckte die Achseln: „Meinetwegen!“

Und schob sich in den Verschlag zurück, der sein Empfangsraum und Büro zugleich war.

Ohne viel zu reden, arbeiteten sie nebeneinander. Buchsteten die Kisten nach dem Verzeichnis, das der Patron ihnen hingelegt hatte, hinunter, schlugen sie auf, packten aus und schleppten die schweren Lasten schwiegend bald die Treppe herauf, bald die Stiege, die in den Keller führte, hinunter. Nur mit Hose und Hemd bekleidet schafften sie, aber schon nach kurzer Zeit klebte ihnen das Zeug am Körper, und immer wieder mußte Rudorf sich einen Augenblick hinsetzen, wenn eine neue Kiste an die Reihe kam.

Dann warf der Patron einen mißbilligenden Blick durch sein Schiebefenster.

Geisenheim arbeitete für zwei. Begrobste sich innerlich seines Mitleids wegen, predigte sich, daß man hier im härtesten Daseinskampf stünde, daß man an sich selbst denken müsse, und nicht an andere. Aber dann stand ein Frauengesicht vor ihm, ein Frauengesicht, das er nicht einmal kannte, für das der blasse Mensch da neben ihm fronte und für das er nun mitarbeitete, ob er wollte oder nicht.

Der Patron schlurfte wieder durch den Laden. „Heißer Tag heute, gehe auf ein Refresco in die Bar, da die drei Kisten packt aus!“ Ein mißtrauischer Blick. „Den Laden schließe ich ab.“

Geisenheim wollte etwas erwidern, aber er kämpfte die Antwort herunter. Schließlich, der Mann hatte recht, auf ehrliche Gesichter konnte man sich in Buenos Aires nicht verlassen. Hafen und Camp spien zuviel Gesindel aus.

Als die Tür zugefallen war, sank Rudorf matt auf die Kiste. „Nur ein paar Minuten!“ Griff in die Tasche und holte ein Weißbrot hervor. „Essen Sie!“

Sie saßen kauend nebeneinander. „Seit drei Wochen geht das nun so.“

„Erst drei Wochen sind Sie in Argentinien?“ fragte Geisenheim.

Rudorf verzog das Gesicht. „Zwei Jahre. Haben Sie nichts von der Marea gehört, die vor einem Monat im Delta getobt hat?“

Geisenheim hatte von der Flut gehört.

„Die hat uns gepackt. Oben, am Brazo largo, da haben wir Land gehabt, gutes Land, nur ein bißchen tief hat's gelegen, und die Moskitos haben einen rein aufgefressen, und die kleinen Biester, die unter die Haut kriechen, auch. Aber daran gewöhnt man sich.“ Er hustete. „Ist nicht weit vom Paraná-Guazú, hundert Kilometer im Land drin, dicht am Wasser. Das ist gut für die Pappeln, und schlecht, wenn die Marea kommt. Aber wer denkt an die Marea! Überschwemmungen haben wir genug gehabt, daran gewöhnt man sich, baut den Rancho auf Pfähle und holt den Hund und die Schweinchen am Abend herauf, ehe man zu Bett geht. Oft sind wir aufgewacht und haben unter dem Hause das Wasser gesehen. Dann bleibt man oben und wartet. Ist ein ganz schönes Leben. Und wenn das Wasser fort ist, wächst alles um so besser. Haben Pappeln gepflanzt, das ist Zukunftsgeschäft, in den ersten Jahren hat man Arbeit, und in zehn Jahren ist man ein reicher Mann. Nebenbei Mais und Kürbis und Früchte, wächst ja alles. Die Zinsen und die Abzahlungen wirtschaftet man schon heraus.“

Er machte eine Pause. „Wenn die Marea keinen Strich durch die Rechnung macht. Alle zehn Jahre, sagen sie, kommt sie, drückt die See in den La Plata und den La Plata in den Paraná und die ganze gelbe Brüche hinein ins Delta. Dazu Sturm und Regen, daß einem angst werden kann. Und das alles mitten im Sommer. Zuerst haben wir gedacht, es ließe wieder ab. Stieg aber. Stieg in den Rancho und ließ die Schweine versaufen und die Hühner, ins Haus, da mußte der Hund dran glauben, brachte Baumstämme mit und Dreck, da ging das ganze Haus ab. Wie die Affen haben wir auf einem Baum gegessen und gewartet, daß es den und uns auch mitnehmen sollte. Die ganze Nacht. Am anderen Morgen war die Pappelskultur zum Teufel, war noch zu jung, der Mais war Schlamm, die Kürbisse Dreckbagen, Haus und Boot fort. In Europa schreien sie bei so etwas Katastrophe, sammeln, der Staat hilft, die Gemeinden. Hier hilft kein Mensch. Sicher kommt eine Kommission, aber das Geld für die Landraten schafft sie auch nicht. Besonders nicht, wenn einem das Wasser das Mark aus den Knochen gefressen hat.“ Er sprang auf. „Aber wir müssen wohl wieder arbeiten.“

Der Patron blieb länger, als er gewollt hatte, so war die dritte Kiste wenigstens angebrochen, als er wieder auftauchte. „Schlechte Arbeiter“, brummte er, und zu Geisenheim: „Sie können meiner wegen wiederkommen morgen, aber der da —“. Eine Handbewegung vollendete den Satz.

Das Blut war Rudorf in die Schläfen geschossen, er packte eine größere Last auf sein Tragbrett, ließ sie sich von Geisenheim auf die Schulter heben und stapfte davon. Kam bis zur Stiege, wankte, ließ alles polternd fallen und stürzte selbst mit zu Boden.

Geisenheim war sofort neben ihm. Rudorf lag auf dem Gesicht und hatte sich im Fallen die Stirn blutig geschlagen. Aber auch vor dem Mund stand rosafarbener Schaum.

Auch der Patron war dazugekommen und brachte die Wasserflasche mit. „Hab's ja gesagt, daß die Arbeit zu schwer ist“, knurrte er.

Dann bemühten sie sich um den Bewußtlosen.

„Wo wohnt er?“

Geisenheim zuckte die Achseln.

Der Patron wunderte sich. „Ich denke, ihr seid Amigos?“

„Ja, seit heute früh.“

„Dummes Zeug!“ Er kramte in der Rocktasche Rudorfs, suchte nach Papieren, fand nichts. Plantschte mit Wasser und brachte den Kranken endlich wieder zu sich.

„Was ist?“

„Geht nach Hause, Mann!“

Rudorf wollte aufstehen. „Es — es ist nichts. Bin ausgeglichen.“ Dann sah er die Last, wollte sie sammeln, aufheben, aber der Patron hinderte ihn. „Den halben Lohn zahle ich, bin ja kein Unmensch, da ein Peso und fünfzig Centavos.“ Er schob Rudorf das Geld in die Hand. „Ruhen Sie sich aus, und wenn Sie kräftig genug sind —.“

„Dann bringe ich ihn heim“, vollendete Geisenheim.

„Unfug!“

„Den halben Lohn werden Sie mir auch zahlen, denke ich, wenn ich arbeite, bis er gehen kann?“

Der ging in seinen Verschlag zurück. „Macht, was ihr wollt!“

Als sie wieder auf der Straße standen, schob Geisenheim den Arm unter den des immer noch torfelnden Rudorf. „Also wohin geht's?“

„Ich weiß gar nicht, wie ich das gutmachen soll. Nun haben Sie die Arbeit auch verloren.“

Geisenheim zwang sich zum Lachen. „Hab' ja niemanden mitzufüttern.“

Rudorf nannte eine Adresse weit draußen in Barracas del Norte, ließ sich in einen Autobus schieben und stierte während der ganzen Fahrt vor sich hin. Sprach auch nicht,

als sie noch ein paar Cuadras laufen mußten, und zögerte erst, als sie vor dem Hause standen.

„Sie dürfen meiner Frau nichts von dem Blut am Munde sagen, Geisenheim!“

Jetzt erst wurde es dem klar, daß er nun bald einer Frau gegenüberstehen würde. Einer Frau, der er den schwerkranken Mann brachte, der er vielleicht die letzte Hoffnung nahm. Denn daß der da neben ihm nicht mehr arbeiten konnte, war selbstverständlich. Aber Zögern war Geisenheims Sache nie gewesen, so stieß er jetzt auch die Tür auf und trat ein.

Das Haus war ein Conventillo, eins der berühmtesten Armenquartiere von Buenos Aires, eine Mietskaserne, deren sämtliche Zimmer auf den Patio, den Hof, mündeten, der Aufenthaltstraum für alle war. Und jedes Zimmer war eine Wohnung — oft für viele Menschen. Als sie in den fensterlosen Raum traten, der sein bißchen Luft und Licht nur durch die Tür erhielt, richtete sich eine Frau von einem Waschtrog auf, über den gebeugt sie gearbeitet hatte.

„Was ist, Kurt?“

Der zwang sich zu einem Lächeln. „Nichts, Lore, eine kleine Schwäche, deshalb habe ich die Arbeit früher beenden müssen. Und hier meinen Arbeitsgenossen und Freund habe ich mitgebracht.“

Die großen dunklen Augen suchten von einem zum anderen.

„Ihr Mann ist ausgeglitten und hat sich eine Stirnwunde geschlagen, Frau Rudorf. Nur der Hitze wegen habe ich ihn begleitet.“

Rudorf war auf das Feldbett gesunken, das in der Ecke stand, aber alle Energie, mit der er sich während des Weges aufrechterhalten hatte, verließ ihn plötzlich, er fiel zurück und atmete schwer und stoßweise.

Die Frau riß ihm den Hemdkragen auf, legte ihm ein feuchtes Tuch auf den Kopf, dann wandte sie sich zu Geisenheim: „Sagen Sie mir die Wahrheit!“

Dem kam alles jetzt erst zu Bewußtsein. Eine schlanke Frau mit großen Augen und einem feinen Gesicht stand vor ihm. Sicher hatten sie drüben in Deutschland bessere Tage gesehen. Die Hände waren verarbeitet, aber wohlgeformt, das Kleid einfach, ein wenig provinziell, aber aus gutem Stoff.

Unwillkürlich bediente er sich der gesellschaftlichen Anrede. „Ihr Gatte hat die Hitze nicht vertragen können, gnädige Frau.“

Lore Rudorf schüttelte den Kopf. „Das ist's nicht allein, ich weiß, daß seine Brust krank ist —“

„Seit der Marea?“

Sie nickte. „Er hat zu lange im Wasser gestanden, um mich zu retten. Und dann die Nacht in den nassen Sachen — und der Sturm — seitdem ist's.“ Wie um sich zu entschuldigen, sprach sie weiter. „Ich habe für uns beide arbeiten wollen, aber das hat er nicht gelitten. Jetzt nun —“

„Was soll jetzt werden?“ Geisenheim ärgerte sich sofort über sich selbst und über die ungeschickte Frage.

„Jetzt werde ich ihn pflegen und für uns beide arbeiten.“ Ein trotziger Zug spielte um ihren Mund. „Im Nachweis haben sie mir eine Stelle als Köchin angeboten, deutsche Köchinnen sind sehr beliebt, man kann etwas fordern und sogar Bedingungen stellen.“

„Und Ihr Mann?“

„Welleicht nimmt ihn das deutsche Hospital auf, bis er gesund ist, ich werde mit den Herren vom Hilfsverein schon sprechen. Schließlich haben wir ja ein Recht auf Hilfe.“ Die ruhige Art, mit der sie die Dinge angriff, imponierte. „Wir haben gedacht, wir hätten das Schwerste hinter uns, nun hat es uns doch noch einmal zu Boden gedrückt“, sagte sie leise.

„Lore!“ Der Kranke war zu Bewußtsein gekommen. Sofort eilte sie an sein Lager. „Morgen kann ich wieder arbeiten, Lore, spätestens übermorgen.“

„Du sollst erst gesund werden“, beruhigte sie ihn.

„Underthalb Peso hat der Patron gegeben, für den halben Tag. Zwanzig Centavos muß Geisenheim für die Fahrt haben, für mich und für ihn.“

„Lassen Sie doch, Rudolf!“

Der wurde eigensinnig. „Die zwanzig Centavos müssen Sie nehmen.“

Geisenheim fühlte, daß er hier nicht mehr helfen konnte. „Heute abend werde ich noch einmal nach Ihnen sehen“, sagte er leise zu Lore Rudolf, dann schritt er durch den Hof, lief Spießruten zwischen all den Blicken der Neugierigen des ganzen Hauses, hörte den Klatzsch um sich summen, der sich des neuen Galles sofort bemächtigte, und war froh, als er endlich wieder in seinem Zimmer bei der Señora Stenzer angelangt war.

Lossen lag noch im Bett, hatte eine Kaffeetasse und ein Tablett vor sich und frühstückte. „Servus, Geisenheim, schon daheim?“

„Heute muß es eine Halbtagsarbeit tun“, wich er aus.

„Also noch keinen neuen Posten. Würd' Sie ja gern beim Jousten unterbringen“. Er wiegte den Kopf. „Représentables Haus, aber nie zu machen, kein Plagerl. Weiß auch net, ob's für Sie wär'. Schauen S', stellen muß man sich, mit allen, mit dem Herrn Portier, mit dem Herrn Küchenchef, das sind große Leut, mit der Bagasch, die den anderen Tisch hat, und mit den Küchenmadeln net zuletzt. Ja, wie's is. Sechs Tag Oberkellner, ein Tag Herr. Heut ist man Kavalier.“

„Urlaub?“

Lossen tauchte den Rasierpinsel in das warme Wasser, das eigentlich für den Kaffee gedacht war. „Die Hand, die wochentags Menü serviert, wird Sonntags dich am besten kaffeesieren, frei nach Herrn von Goethe, Erzellenz. Heut hat ein anderer die Tisch' mit den ungeraden Nummern, heut geht's ins Armenowille. Muß doch die Krabbe, die Sonja, ägyptisch bewundern.“

„Hat Sonja Sie eingeladen?“

Lossen lachte. „Mich? Das net, wenn Kavaliertag ist, dann ist man nicht mehr der Mogo aus dem Jousten, der gelaufen kommen muß, wenn ein Luribams durch die Zähne zischt, so, wie man's bei uns mit die Hund macht, und der dank schön, bitt schön, Euer Gnaden kagbuckeln muß um ein Trinkgeld — dann ist man der RittmeisterLossen von den kroatischen Dragonern in Pension, freilich ohne rechte Pensionszahlung, oder, weil das hier nichts ist, der Herr Fremder aus Rosario oder Posadas und ladet die Madeln ein. Den ersten Lango heut tanzt die Sonja mit mir. Eine Idee, Geisenheim, sein S' mit von der Partie!“

„Ich hab' kein Geld für so was.“

„Mein Gast sind S'.“

„Laß mich nicht einladen, wenn ich nicht Revanche geben kann.“

„Dann bleiben Sie sie mir schuldig.“

Geisenheim zögerte. Da hatte heute früh das Madel, die Sonja, neben ihm auf dem Bettrand gefessen und von Lango lokalen und ägyptischem Lango geredet. Schließlich, warum sollte man nicht einmal zusehen, wie sie hochkam, wie so ein Nichts den ersten Schritt in die große Welt machte?

„Hab nichts anzuziehen“, verteidigte er seine Position, die Lossen sofort einnahm.

„Ich hab den neuen schwarzen mit der gestreiften Hof', mit dem proß ich. Und Sie kriegen meinen Emoking. Fesich, auf Seide, Wiener Arbeit. Net mehr letzte Mode, aber hier fällt's net auf. Was wissen die von 'nem Wiener Tailleur!“

Geisenheim dachte an den Posten im Blumengeschäft. Eigentlich hatte er sich nicht bewerben wollen, aber jetzt, wo der Tagesverdienst ausgefallen war, durfte man nicht wählerisch sein. Wie hatte doch Sonja gesagt? Nur am Abend.

„Es geht nicht“, meinte er.

„Wenn Sie eine Abendbeschäftigung haben, vor elf Uhr ist's nichts im Armenonville, Geisenheim. Und den Smoking richt ich Ihnen.“

Geisenheim bürstete sich den Staub von den Sachen, um sich in der Avenida vorzustellen. Wie war's doch? Avenida de Mayo — nahe Piedras. „Werden sehen“, versprach er.

3.

Am Nachmittag stand Geisenheim in dem eleganten Blumengeschäft an der Avenida de Mayo. Der Chef musterte ihn kurz. „Können Sie ein Auto lenken?“

„Ja.“

„Landsmann?“

„Deutscher.“

„Gut, aber Sie sprechen Spanisch, darauf kommt's an. Und sehen brauchbar aus. Wir liefern in die feinsten Häuser und können mit zerlumpten Kerlen nichts anfangen. Heute fährt der Galgenvogel, der Pedro, noch mit, morgen müssen Sie die Tour allein machen. Lassen Sie sich jetzt hinten die Kommissionsliste geben, und helfen Sie beim Einladen!“

Geisenheim fragte nach der Entlohnung, von der der Mann bisher noch nichts gesagt hatte.

„Ich zahle drei Peso für den Nachmittag und Abend. Um neun Uhr sind Sie frei, das heißt, wenn die letzte Kommission ausgefahren ist, es kann auch zehn werden. Mittags den Wagen instand setzen, das ist selbstverständlich. Eigentlich sollte man bei den vielen Trinkgeldern von Lohn gar nicht reden.“

Geisenheim war entlassen und ging in ein großes Zimmer, das nach dem Hof zu lag. Er erregte sofort Aufsehen bei den dort arbeitenden Blumenmädchen, von denen einige recht ansehnlich waren. Der Chauffeur Pedro saß, Zigaretten rauchend, in der Ecke.

„Das Arrangement für Señora Souza.“ Ein Riesenkorb in Seidenpapier wurde hereingetragen. Geisenheim mußte ihn und einen ganzen Korb voll ausgewähltester Schnittblumen hinaus in das Auto tragen. Einen Augenblick war es ihm unangenehm, hier zwischen die Spaziergänger zu treten, die gerade jetzt die breiten Trottoirs der Avenida füllten. Bisher hatte er am Hafen und in den Speichern gearbeitet, zwischen Peonen und Lastträgern, aber nicht zwischen gutangezogenen Menschen. Aber er überwand sich, zog die Mühe tief ins Gesicht und war froh, daß der Eisberg aus Seidenpapier ihn fast verdeckte.

„Blumenstand fürs Armenonville, beim Portier abzugeben.“ Das waren zwei große Körbe, das Geschäft in dem Tanzpalast mußte florieren.

Eine hübsche Verkäuferin drängte sich näher an ihn heran, als notwendig war. „Ich bin um neun in der Bar an der Florida“, tuschelte sie und machte ihm hübsche Augen.

Geisenheim verstand nicht, aber als er ihr die nächste Sendung abnehmen mußte, wiederholte sie. „Werden Sie kommen?“

„Ich habe heute Nachtdienst“, log er.

Die Kleine zog ein Mäulchen. „Sie gefallen mir, Chauffeur, es muß gut aussehen, wenn Sie tanzen. Ich heiße Constanza.“

„Vielleicht morgen, Señorita“, vertröstete er.

Sie zuckte mit den vollen Schultern. „Ich weiß nicht, ob ich morgen Zeit habe.“

Endlich war auch das letzte Paket verpackt. Geisenheim nahm neben Pedro Platz, und sie fuhren in das nachmittägliche Gewirr der Autos, Trambahnen und Menschen hinein, das die engen Straßen der Innenstadt immer wieder verstopfte. Pedro verstand sein Fach. Immer wieder drängte er den Wagen durch eine Lücke, nickte den Verkehrspolizisten zu, die mit ihrem Stabe mit kaum merklichen Bewegungen das Chaos dirigierten. Er schien jeden Chauffeur, jeden Polizisten, jeden Tramführer zu kennen.

Geisenheim versuchte, sich über seine Stellung zu informieren.

„Ist ganz gut, Mann, fällt mancherlei ab, aber Privatchauffeur ist besser. Hier hat man mit den Fosen und den Dienern zu tun, dann mit dem Herrn selbst.“

Die ersten Beforgungen gingen rasch. Geisenheim schloß mit dem Drücker den Wagenkasten auf, nahm das fertige Paket und konnte es meist gleich am Tor dem dienstbaren Geist abliefern. Die Trinkgelder störten ihn, aber wie sollte er sie zurückweisen!

„Ich lasse dich austragen, aber das Geld wird gefeilt“, bestimmte Pedro.

An der Plaza San Martin hielten sie vor einem palastartigen Hause. „Souza“, sagte Pedro.

Ein weißhaariger Diener öffnete. „Bringen Sie den Korb herein!“ Geisenheim folgte der Fose durch ein prächtiges Vestibül in den Speisesaal, in dem eine junge Dame soeben die letzte Hand an die Tafel legte. Hier mußte heute abend ein großes Diner sein, der Tisch war für etwa zwanzig Personen gedeckt. Großartig und doch nicht überladen, konstatierte Geisenheim.

Die Dame schien die Blumen früher erwartet zu haben. „Endlich! Helfen Sie mir, so, den Korb in die Mitte, die Blumen müssen verteilt werden. Nach den Farben natürlich.“ Sie ließ sich zureichen, und Geisenheim hatte Gelegenheit, ihre schlanken Hände und ihr scharfgeschnittenes Profil zu bewundern. Groß war sie nicht, aber gutproportioniert, ein wenig gemalt, wie alle Südländerinnen, die sich Mode und Geschmack von Paris diktieren lassen, die dunklen Brauen ganz fein gezogen, das rotbraune Haar in seltsamem Kontrast zu den dunklen Augen.

Nebenan tönten Schritte. „Luisa!“

„Tante!“

Die Tür wurde aufgestoßen, und eine alte Dame, auf einen Stock mit Gummizwinge gestützt, trat ein und musterte den Tisch. „Sagen Sie Ihrem Patron, ich würde meine Bestellungen anderweitig vergeben, wenn er nicht früher liefert“, wandte sie sich an Geisenheim, ohne ihn zu beachten. Und dann zu ihrer Nichte gewandt: „Es ist mir nicht lieb, daß der Minister Larange mitbringt.“

„Wegen des Deutschen?“ Die Jüngere spielte mit einer Chrysantheme. „Ich denke, es ist ein ganz unpolitisches Zusammentreffen?“

„Natürlich!“ Señora Souza ging ins Französische über, damit Geisenheim sie nicht verstehen sollte. „Ich habe stets Wert darauf gelegt, in meinen Salons ein neutrales Gebiet zu schaffen.“

„Und damit das geistige Zentrum von Buenos Aires. Man sagt, Tante, hier würde das argentinische Wetter gemacht.“

Die alte Dame lächelte geschmeichelt. „Das ist übertrieben. Ich sehe Diplomaten bei mir, Politiker, prominente Vertreter des Auslandes, das ist alles. Hier sind übrigens die Karten, der Deutsche bekommt den Ehrenplatz an meiner Seite, der Minister sitzt auf der anderen —.“

„Und Larange?“

„Beim Diner wenigstens werde ich ihn fernhalten.“ Und wieder spanisch: „Sie können jetzt gehen, Chauffeur!“ Geisenheim fühlte einen Fünfpesoschein in der Hand und war entlassen.

„Was hat sie gegeben?“ erkundigte sich Pedro.

Geisenheim hätte gern mehr über das interessante Haus gewußt und zog den Schein aus der Tasche. „Was ist mit der Señora?“

„Zweimal in der Woche ist Diner bei ihr, mindestens, und jedesmal bestellt sie die teuersten Blumen. Dazu mußt du noch sehen, was ihr ins Haus getragen wird. Unsere beste Kundin. Sie hat von ihrem Mann eine Estancia im Süden

geerbt, mehr Land, als man vom Turm übersehen kann, und Gauchos und Vieh. Hunderttausende, sage ich dir. War die Rothhaarige auch da? Das ist die Nichte, die einmal alles erben soll. Aber die Alte weiß schon, was sie will, am liebsten möchte sie den Präsidenten zum Neffen haben, wenn der nicht zu alt wäre."

"Und Larange?"

Pedro dachte nach. "Larange? Den kenne ich nicht. Ist wohl ein Franzose?"

"Wahrscheinlich."

Gegen neun hatten sie den Wagen fast leer und fegten die breite Avenida Abear hinaus aufs Armenonville zu. Pedro gab Vollgas und ließ den Wagen laufen, soviel er hergab. "Ist Zeit, daß man zurückkommt."

So bogen sie rechts ab, nahmen fast den Prellstein mit und stoppten endlich vor einem weißen, neuen, noch ziemlich einsam liegenden Gebäude an der Vorfahrt.

Pedro schien hier bekannt zu sein, er fing sofort ein Gespräch mit dem Portier an, der in Livree vor der Tür stand, und überließ Geisenheim die Arbeit.

In einer Stunde bin ich wieder hier, dachte der, deckte sich gegen den Livrierten, wuschelte die Haare vors Gesicht und trug die Blumen hinein. Mit zwei Peso in der Tasche zog er ab.

"Fertig!"

Der Motor sprang an, sie fuhren zur Stadt zurück.

Es war fast zehn Uhr, als Geisenheim fertig angezogen der Señora Stenzer in der Pension begegnete. Die staunte ihn an. "Wohin geht's denn?"

Er lachte übermütig. "Nachtschicht!"

"Señor Loffen wartet bei Emmermann auf Sie."

Das war ein bekanntes Bierlokal der Innenstadt, Treffpunkt aller Deutschen. Loffen saß mit einem jungen, spanisch aussehenden Menschen in der Ecke und redete eifrig auf ihn ein.

"Einen Augenblick!"

Geisenheim hörte noch, daß von Rennen und Wettrennen die Rede war. Loffen hatte seine Finger an allen möglichen Stellen. Jetzt sah er nach der Uhr.

"Um elf tanzt Sonja." Er winkte kavalierrnäßig einem Auto und refelte sich in das Leder. "Rasch fahren!"

Geisenheim mußte lachen. "Den Weg mach' ich zum dritten Male, die beiden ersten aber als Chauffeur."

Elegante Wagen überholten das Droschkenauto, die Lichter reihen der breiten Prachtstraße, der schönsten Südamerikas, flogen an ihnen vorbei. "Vor ein paar Jahren hab ich hier den Asphalt gestampft, mein Lieber, und wenn ich heut auch nur mal mit der Droschke drüber fahr, ein Fortschritt ist's doch."

"Aber kein Leben."

"Was wollen Sie, Geisenheim?"

"Arbeit. Wirkliche, ehrliche Arbeit. Meinetwegen Verwalter auf einer Hacienda oder Bauer, Kolonist meinetwegen. In dem Sumpf hier ersticke ich."

"Idealist!"

"Ich denke manchmal darüber nach, warum wir unsere besten Jahre hier nutzlos verträdeln müssen, warum man uns gar nicht mehr haben will."

Der Österreicher legte ihm die Hand auf den Arm. "Heimweh?" Und dann leise: "Jeden packt's mal, das heulende Elend, und wenn man denkt, man hat's drunten, dann schleicht sich's hinten 'rum ein. Schüttelt einen und reißt einen. Dann rennt man in den Hafen und sieht die Schiffe an, die mit den gelben Schornsteinen und die mit den leuchtenden roten Kappen. Weil's deutsche Schiffe sind. Sogar bei den Malefizitalienern bleibt man stehen und starrt jeden wie ein Wunder an, der da mitdarf. Hab Leute gesehen, Geisenheim, die geheult haben, wenn so ein Schiff abgeht. Herrgott

noch mal! Aber jetzt Mund halten, das Mädel, die Sonja, versteht so was nicht. Die lebt überall und nirgends. Das ist die wirkliche Welt."

Der Portier erkannte in dem eleganten Herrn den Chauffeur von vorhin nicht wieder. Loffen war ganz Kavalierrn, ließ sich an seinen reservierten Tisch führen, studierte eifrig die Karte, bestellte Sekt, ein Abendessen und sah dann gelangweilt auf das Parkett, auf dem etwa zehn Paare tanzten.

"Sie müssen die Bandonions den Tango spielen hören, deswegen allein kommt man hierher."

"Und Sonja?"

Die stand neben ihnen, als habe sie ihren Namen gehört. Im schillernden Ballkleid, die müden Augen dunkel unterlegt.

"Wir erwarten noch besondere Gäste, es ist telephoniert worden, ich tanze später." Sie setzte sich neben Geisenheim. "Gut, daß Sie kommen! Ich will mit Ihnen tanzen."

In die letzten Takte des Jazz fast drängten sich die Rhythmen des Tango argentino, weich, fließend, nach den peitschenden Dissonanzen der Sargophone. Geisenheim war ein guter Tänzer und Sonja eine Partnerin, die man kaum spürte, anschnüggend weich und in ihrer hingebenden Rhythmik das letzte aus dem Manne herausholend. Die unendliche Weite der Pampa sangen die Bandonions, die Campnacht, den Staub, die Hitze und das Rascheln des trockenen Niedergrases. Das Brüllen der Kinder, die Rufe der Hirten, den Galopp der Pferde. Die Seele Argentinien selbst sang, so wie Csárdás dem Ungarn Heimat ist und die Seguidilla Spanien.

Sonja schmiegte sich an ihn und ließ sich tragen. "Tanzen Sie, Geisenheim!"

Eine plötzliche Dissonanz riß sie heraus, Pariser Mode, das allerletzte, allerneueste. Ein gutangezogener Junge saß am Tisch und redete eifrig — Ein.

"Sie sollten im Jockeyklub verkehren, Baron, und Sie auch, Kapitän!"

"Geisenheim heiße ich", wehrte der ab.

Ein mühte sich, ein Monokel, das ihm an der Leine vor der Brust hing, einzuklemmen. Seine groteske Schulterbreite war wohl mehr Schneiderwerk als Natur und stand in Kontrast zu dem kleinen Schädel. Die Arme und Beine waren zu lang, die Hände viel zu beweglich.

"Ich werde Sonja heiraten", sagte er, ohne sich um deren Anwesenheit zu kümmern.

"Sonja?" fragte Loffen.

"Die Frau ist ein Kapital in den richtigen Händen. Ohne die ist sie nichts. Tanzt ägyptisch, gut, plappert Französisch, noch besser, hat einen russischen Namen. Vorläufig mach' ich eine Pariserin aus ihr."

In der Tür waren soeben ein paar Herren in Abendanzügen erschienen.

"Larange ist da", krächte Ein.

Da war wieder der Name. "Wer ist Larange?" fragte Geisenheim.

"Der kleine Schwarze, der Südfranzose."

"Was ist Larange, wollte ich wissen!"

Ein gestikuliert. "Schwere Frage, mal das, mal das, was er heute ist, weiß ich selbst nicht."

Jetzt war ein kleiner älterer Herr mit Vollbart zu den anderen getreten. Geisenheim sprang auf. "Aber das ist ja . . ."

Ein hatte das Monokel glücklich im Auge. "Das ist Professor Udenhof, der Luftschiffmann. Ein Deutscher. Sie kommen vom Diner bei der Souza, auf die haben wir gewartet."

Das Licht ging aus, Scheinwerfer suchten von der Decke her, flimmerten herum, spielten miteinander und vereinten sich endlich auf einem reglosen Punkt, liebevoll, streichelnd. Auf Sonja.

(Fortsetzung folgt.)



Krumau im Böhmer Wald.

Aus alten deutschen Städten Böhmens.

Von Hermann Waechter.

Mit sechs Holzschnittillustrationen von A. Kraft.

Wie ein kriegerisches Bollwerk hat die Natur das gesegnete Böhmer Land mit Gebirgen rings umbaut, die heute noch, trotzdem die Verwitterung äonenlang an ihnen genagt hat, zu mächtigen Höhen aufstiegen.

Vor urversunkenen Zeiten muß der Böhmer Wald ein ragendes Hochgebirge gewesen sein, bis die zackigen Gipfel herunterwitterten zu rundgewölbten Rücken, die der hochstämmige Wald zu überwuchern vermochte. Wie ein gewaltiger Fels wuchs er die Lehnen der Berge hinan, kroch über ihre Rücken hinweg und schmolz mit anderen grünen Massen zusammen, die sich ihm entgegenstoben, bis er das ganze Gebirge überzogen hatte. Ungeschlachte Baumesriesen stießen ihre Kronen in die wandernden Wolken und wurden im Laufe der Jahrhunderte greis und brachen im Sturm und starben. Doch in

den Moder ihrer verendeten Leiber nistete sich neuer Samen ein, und neue Riesen reiften und stürzten im Wind und griffen mit kralligen Wurzeln ins Leere. Urgeschaffenes, ungehemmtes Wachstum entquoll dem Boden und spann ihn ein, so daß ein jeder Siedlungswille daran zerbrach.

Im 13. und 14. Jahrhundert jedoch kamen deutsche Siedler, gerufen von den Landesfürsten, in den Wald, und in schier übermenschlicher Mühsal lichteten sie den Urwald bis an den Fuß des Grenzgebirges. Mit Äxe und Beil, mit Feuer und Brand fraßen sie Rodung und Steig in die pflanzenverworrene Wildnis, unterjochten den Wald und trugen deutsche Sitte und deutsches Wesen in ihn hinein; und mancher Ortsname auf -ried, -reuth, -schlag, -brand und -öd kündet noch heute von der Mühsal der künischen Freibauern.

So wurde der Böhmer Wald besiedelt, und so wurde er deutsch. Noch ist er es in wesentlichen Teilen auch heute, noch sind es seine alten Städte, die uns aus diesen Zeiten grüßen sollen.

Im südlichsten Teil des Böhmer Waldes, an dem krümmungsreichen Ufer der oberen Moldau, liegt ein entzückendes kleines Städtlein in das felsige Flußtal hineingeschmiegt, seit neunhundert Jahren schon. Und weil die Moldau dort in vielen Windungen ihren Weg nimmt, hat man den Erdenfleck in vergangenen Zeiten die „Krumme Aue“ genannt, und dem alten Nestlein ist der Name Krumau dann aus seinem Mutterboden zugewachsen und verblieben.

Eine steinerne Brücke leitet über einen Bach hinweg in eine Gasse hinein, die in einigen Winkelzügen, an alten entzückenden Häusern vorbei, hinunter an die Moldaubrücke führt. Zur Linken heischt eine alte Kirche den unschlüssigen Blick für sich, und zur Rechten wachsen aus den Felsen des Flußufers heraus die massigen Mauern eines mächtigen Schlosses. Alte Häuser mit barocken Giebeln machen mit ihren freundlichen Gesichtern den kleinen Marktplatz traut, dessen eine Seite das Rathaus

mit einem spitzbogigen Laubengang umsäumt. Ein steiles Gäßlein bricht sich durch den Gebäudekranz hindurch und führt hinauf zu der gotischen Erzdehankirche St. Vít, die, auf steinigem Unterbau aus felsigem Grund herauswachsend, die Moldaumachtvoll übersteilt. Und untenzieht der Fluß vorbei und schlingt einen mächtigen Bogen um die Stadt und kommt von der Stätte der geistlichen Obrigkeit zu jener der weltlichen Macht, dem Schwarzenbergischen Schloß, das



Poserturm in Elbogen.

des Landes fanden. Immer weiter baute sich der Handel auf dem Saumpfad aus, und schließlich mußte deswegen

Prachatiß sogar seinen Vorrang verlieren, denn es gelang noch anderen Städten, wie Winterberg, Bergreichenstein und Schüttenhofen, als Salzstapelplätze anerkannt zu werden, so daß sich der Steig zu verzweigen begann und in Wahrheit zu einem „goldenen“ wurde.

Bis 1692 blühte dieser Handel auf dem goldenen Steig. Da wurde die Ein-

mit Mauern und Turm den Fluß und die Stadt übertroßt.

So liegt Krumau, eine Perle deutscher Städte, am Fuße der waldigen Berge; selbst der Fluß will nicht von ihm lassen und umschlingt es in liebender Umarmung, und nur zögernd wendet sich das Auge des schönheitsuchenden Wanderers von ihm ab.

Dem reichen Böhmen, dem es von jeher kaum an etwas gebrach von den Schätzen des Bodens und den Früchten der Krume, etwas mangelt ihm völlig — das Salz. Und das uralte Bedürfnis nach diesem Daseinstoff des menschlichen Lebens hat vor einem Jahrtausend einen Saumpfad durch den wilden Wald getrieben, von Böhmen nach Passau in Bayern. Dort aber, wo der Pfad sich auf der böhmischen Seite in das Gebirge einzubeißen begann, lag eine kleine Stadt, die mit dem Handel auf diesem Salzweg zu Macht und Reichtum erblühte — Prachatiß.

Ein landesherrliches Befehl machte den Ort zur einzigen Salzniederlage von Böhmen und zum Hauptstapelplatz aller ausländischen Waren für Böhmen und Mähren, von wo aus sie ihren Weg in das Innere



Elbogen.

fuhr des bayerischen Salzes von Kaiser Leopold I. verboten, weil das österreichische von Gmunden mittlerweile seinen Weg nach Böhmen gefunden hatte. Und nun verfiel der uralte Pfad, bedeckte sich mit Rasen, wurde von den ungeheuren Wäldermassen, durch die er sich schlug, überwuchert, und heute ist kaum noch eine Spur von ihm zu finden. Nur die Namen der Orte kennt man noch, durch die er einst geführt. Prachatitz aber ist damit der Lebensnerv durchschnitten worden, und heute macht es den Eindruck wie in der Blüte vom Frost überrascht und erstarrt.

Ein schier düsteres Gepräge tragen die Gassen, so uralte Häuser stehen darin, und eine gotische Kirche ragt mächtig über die Dächer empor, so finster und trozig, daß man eher die Mauern einer Burg vor sich zu sehen vermeint denn jene eines Gotteshauses. Ein riesiges Steildach erhebt sich fast bis zur Höhe des Turmes, und kleine gotische Fenster starren wie Schießscharten aus der großen, grauen Giebelmauer hernieder.

Dicht neben der Kirche düstern die grauen, zinnenbewehrten Mauern der uralten, berühmten Literaturanschule, aus der eine Reihe bedeutender Gelehrten hervorgegangen ist, und die schon Johann Hus und Biska von Trocnov unter ihren Schülern gesehen haben soll.

Alte Patrizierhäuser umstehen den rechteckigen Markt, die an den Schauffseiten mit Wandgemälden bedeckt sind und dadurch dem Platz ein eigenartiges Gepräge geben. Hier steht auch die ehemalige Salzhalle.

Das „Pisefker Tor“ führt aus dem alten, waldversunkenen Städtlein hinaus, das ehemals ein so bedeutender Platz gewesen, und an dem seit dieser Zeit die Jahrhunderte vorübergegangen sind, ohne eine recht merkwürdige Spur in seinem Gesicht zu hinterlassen.

Und die Berge schauen herein mit ernstern, umwaldeten Hauptern, wie sie

schon damals herniedergesehen, mächtig und schön.

Und weiter schwingt das Gebirge hinaus nach Norden, um sich endlich an der tiefen Senkung von Furth zu brechen, die den gewaltigen Riegel mitten durchsägt und die Pforte bildet, aus der die germanischen Stämme nach Westen stießen; und dies ist auch der Punkt, an dem sich die Sprachengrenze von jeher schon bis an die Grenze von Bayern herangeschoben hat.

Einen Berg nur entsendet der Böhmer Wald weit nach Norden, die Höhen von Erz- und Tschelgebirge zu grüßen, die das Land nach Norden und Westen umdämmen — den Tillen. Ein fruchtbares Land liegt zu seinen Füßen, von Gebirgen ringsumfäumt, mit traumhaften Dörfern übersät, durchflossen von einem klaren und munteren Fluß und beherrscht von einer altehrwürdigen Stadt. Vor grauen Zeiten soll es einmal das Becken eines Sees gewesen sein, und das Wasser soll dem Tillen und den anderen Bergen bis hoch hinauf an die Flanken geleckt haben. Doch die kalten Wellen des Sees sind wogenden Wäldern und goldenen Feldern voll Korn und Weizen gewichen, und dort, wo das Wasser am tiefsten gewesen, wo das kristallene Rigen-

schloß im Grunde gedämmert, steht heute die Stadt Eger. Einen Marktplatz birgt sie in ihren Mauern, bei dessen An-

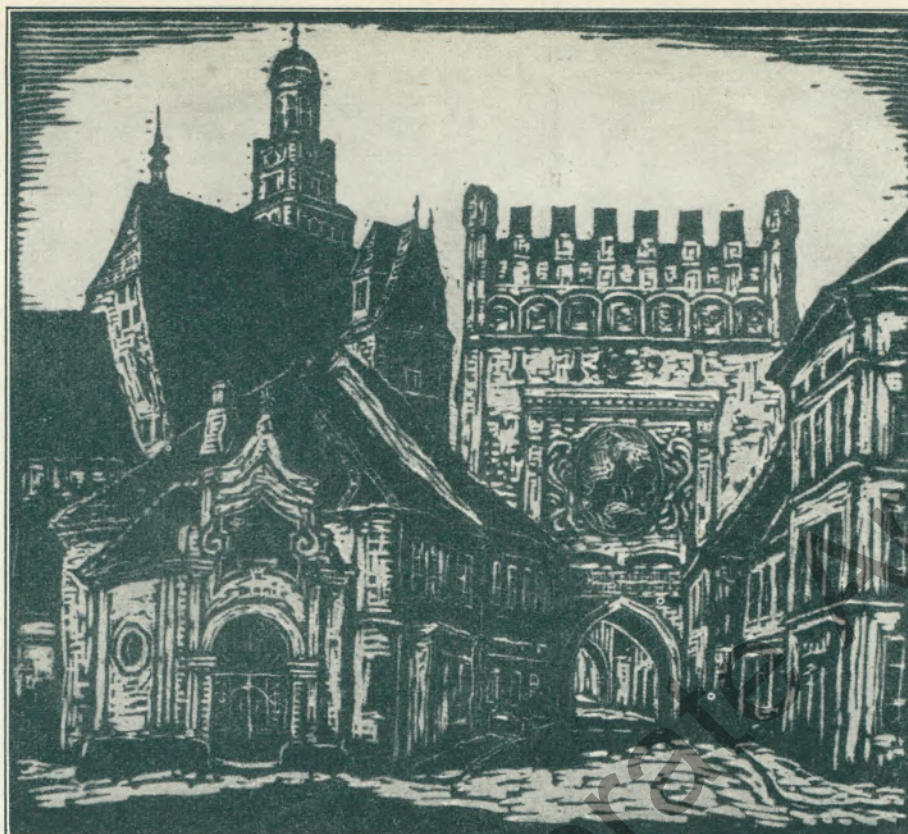
blick Jahrhunderte versinken und versunkene Zeiten aus dem Schoß der Vergangenheit emporsteigen und wiederum lebendig werden mit ihrer Lust und Qual. Hochgieblige Patrizierhäuser umstehen den mächtigen Platz, die stolzen Zeugen einer glänzenden Vergangenheit; ein verwitterter Roland rastet auf steinernem Brunnen inmitten ihres ehrwürdigen Rundes, ein Zeichen des Blutbannes und der Halsgerichtsbarkeit. Die schlanken Türme die Erzdiözesankirche zu St. Niklas überragen die Stätte, die die



Franziskanerkirche in Eger.



Das „Stöckel“ in Eger.



Stadttor in Prachatitz.

Zeugin von prunkvollen Reichstagen, fröhlichen Festen und drangvoller Not des Mittelalters, von Glanz und Niedergang eines Wallenstein gewesen. Im heutigen Stadthaus, damals dem Patriziergeschlechte der Pachelbel gehörig, hat ihn die Partisane des Hauptmannes Deveroux durchbohrt, der in seiner Vermessenheit geglaubt hatte, er wäre dazu geboren, dem böhmischen König die Krone vom Haupt zu reißen und sich selbst damit zu zieren.

Ein Häusergeviert, das „Stöckl“, hat sich mit seiner köstlich verschachtelten Architektur mitten in den Markt gepflanzt — durchschluchtet von einem schier unwahrscheinlich engen Gäßlein —, daß die Augen eines Malers an seinem Winkelwerk in Entzücken geraten müssen; und der ganze Platz sieht so mittelalterlich-behäbig drein, daß man jeden Augenblick vermeint, es müßte ein Rathherr oder der regierende Herr Bürgermeister selber in samtener Schaub aus einem der alten spitz- oder rundbogigen Tore treten und seine würdigen Schritte zum Rathaus lenken. Als müßte man auf eine Gruppe von Bildemeistern stoßen, vertieft in ein Gespräch zu ihres Handwerks Nuß und Frommen, oder einer Patrizierfrau begegnen, die unter goldener Haube zur Kirche wandelt.

Ein ganzer Kranz von alten Gäßlein mündet in den Marktplatz ein, und in welches von ihnen auch immer man sich verlieren mag, es führt an einer Fülle von Schönheit vorbei. An alten Toren, köstlichen Höfen, winkligen Dächern, traulichen Plätzen herrscht ein beglückender Reichtum. Da steht eine alte Kirche mitten im Häusergewinkel — dem heiligen Franziskus ist sie geweiht —, die reißt mit ihrem hohen Dach und Turm den Blick nach oben und ist in ihrer steilen Gotik ein steingewordenes, leidenschaftlich heischendes Gebet. Und gegenüber, auf dem gleichen Platz, schmeicheln sich die weichen Linien einer entzückenden Barockfassade in das Auge ein, die ehemalige St.-Klara-Kirche, die der opfermütige Sinn der Egerer Bürger der Verlotterung, der sie schon anheimgefallen war, entrissen und zu einer Gedenthalle für die Söhne des Egerlandes umgewandelt hat, die im Weltkrieg ihr Leben für die Heimat lassen mußten.

Traurige und fröhliche Zeiten sind in buntem Wechsel über die Stadt hinweggepulst, und der trüben Tage werden wohl mehr gewesen sein als der sonnigen. Von Krieg und Hungersnot, Plünderung und Brandschatzung, aber auch von glänzenden Festen, Fürstenzusammenkünften und Hochzeiten erzählen die alten Pergamente. Die Hussitenstürme, der Dreißigjährige Krieg, der österreichische Erbfolgestreit haben mit harter Hand in das Leben der Stadt gegriffen, und gar manches Kapitel ihrer Geschichte ist mit Blut und Tränen geschrieben. Gesittetere Zeiten haben diese rauhen Epochen abgelöst, das deutsche Volk hat sich zur höchsten geistigen Blüte entwickelt und seine beiden Dichtersfürsten Goethe und Schiller aus dem Mutterboden seiner sittlichen Kräfte geboren. Und zu beiden hat Eger Beziehungen gewonnen, hat beide in seinen Mauern beherbergt und darf sich rühmen, in ihrem Leben von Bedeutung gewesen zu sein. Hat doch Schiller hier die Studien zu seiner gewaltigen Wallenstein-Trilogie gemacht, und auch in Goethes Innenleben mag die Stadt eine Rolle gespielt haben, denn es soll ihm das Urbild seines Bretchens, der ergreifendsten seiner Gestalten, im Egertal in Fleisch und Bein gegenübergetreten sein.

All diese Zeiten sind vorübergerauscht, und geblieben ist eine alte Stadt mit ihren großen und kleinen Erinnerungen, mit ihren Mauern und Türmen und Gassen und Winkeln, in denen ein Teil ihrer Geschichte geschrieben steht für den, der in ihrem Antlitz zu lesen weiß.

Das ist der Reiz der alten Städte, daß sie uns eine Brücke schlagen zu längst verschwundenen Zeiten, zu den Ahnen unserer Geschlechter, mit denen wir im Geiste diese Räume bevölkern, in denen sie einstmal in Fleisch und Bein gewandelt. Das ist der alten Städte Reiz, daß wir noch heute in ihren Mauern vor all den Bauten stehen können, in deren Stein ihre Künstler vor Jahrhunderten ihre unsterblichen Seelen gebannt. Und dies der alten Städte Bitternis, daß wir vor ihrem Anblick erkennen müssen: wir können unseren Enkeln, trotz allem Fortschritt, nichts Gleiches vererben.



Steinzeichnung aus der Bronzezeit
in einer Höhle bei Lamun (Schweden).

Schwedische Vorzeitgräber.

Von Ilse E. Tromm, Göteborg.

Die westschwedische Provinz Bohuslän hat eine interessante vieltausendjährige Geschichte. Hier hausten in grauen Vorzeiten die alten Kanriker, hier war die Heimat der überall gefürchteten Wikinger, die ihre Fahrten weithin über das Meer ausdehnten und, mit reichen Schätzen beladen, zum Heimatstrande zurückkehrten.

Immer hat die Liebe zum Meere dem Bewohner dieser Küste im Blute gelegen, und noch im Tode wollten die Alten den Blick auf das immer lebendige, immer neue und rastlose Meer, das ununterbrochen gegen die grauen, gewaltigen Granitklippen anstürzt, nicht entbehren. Auf diese eigenartigen, felsig abgerundeten Bergen findet man deshalb auch zahllose Grabstellen, die von jenen Geschlechtern künden, die nach einem Leben, erfüllt von bunten Abenteuern, hier zur ewigen Ruhe eingegangen sind. Die Provinz Bohuslän hat mehr als tausend solcher Grabhügel.

Die eigentümliche Küstennatur dieser Landschaft, mit ihren tief in das Land hineinschneidenden Sjorden, ihren abgerundeten, nackten, grauen Granitbergen, den zerklüfteten Schären, die weit ins Meer hinein vor der Küste liegen, hat bereits in frühesten Zeiten zur menschlichen Ansiedlung angelockt. Die ersten primitiven Wohnstätten stammen vermutlich aus der Periode, die der Abschmelzung des gewaltigen Inlandeises unmittelbar folgte.

Der Steinzeit gehören die sogenannten Dösen an, die älteste und ursprünglichste Form der nordischen Begräbnisstätten. Sie bestehen aus Grabkammern, die aus aufgerichteten größeren Steinblöcken gebildet wurden, auf die man flache Granitplatten legte. Diese eigenartigen flachen Steine von ganz

bedeutender Größe sind durch die über sie hinweggehende Abschleifung des Inlandeises entstanden. Häufig findet man auf ihnen ausgehöhlte Stellen, die als Opferschalen dienten. Diese Aushöhlungen sind einstmals durch Wasserstrudel in dem harten Gestein ausgebohrt worden.

Nächst den Döfengräbern kamen die Ganggrüfte. Dies sind aus schmalen hohen Steinen geschaffene Grabkammern, zu denen ein durch Steinwände ausgelegter Gang führt. Man bedeckte diese Gräber mit einer Erdschicht und ließ nur den durch einen großen Stein gekennzeichneten Eingang frei, um weitere



Gräberfeld aus der Eisenzeit bei Grekby.

Tote in der Kammer beisetzen zu können.

Danach entstanden die Hälleristen, das sind Steinkisten, die die Toten mit ihren Kleidern, Waffen und Schmuckgegenständen aufnahmen. An den reichen Gräberfunden ließ sich deutlich feststellen, daß damals die Bevölkerung dieser Gegenden bereits feste Wohnsitz hatte und Ackerbau und Viehzucht trieb.

Mit dem 2. Jahrtausend v. Chr. begann Bohusläns Bronzezeit. Die Grabstellen dieses Zeitabschnittes werden Rösen genannt und bestehen ausschließlich aus einer Anhäufung einer Menge kleinerer, natürlich abgerundeter Steine, die übereinandergeworfen wurden, um das Grab mit ihnen vollkommen zu verdecken. Diese Rösen haben gewöhnlich eine runde oder ovale Form. Ihre Größe ist sehr verschieden. Oft haben sie 30 Meter im Durchmesser. Während die Döfen, Ganggrüfte und Hälleristen immer Familiengräber waren, wurde in den Rösen immer nur eine Person beigesetzt. Doch war man bereits zur Leichenverbrennung übergegangen und setzte die Toten in Urnen bei.

Ebenfalls aus der Bronzezeit stammen die zahlreichen Steinzeichnungen, die Tier- und Menschenbilder und häufig auch Fahrzeuge und Jagdszenen darstellten. Diese Steinbilder sind besonders in der Provinz Bohuslän so häufig vorkommend, daß allein in den Gemeinden Lamun und Kvälle 250 gezählt werden können. Da sie dem Naturschutzgesetz unterworfen sind, werden sie vor weiterer Zerstörungen bewahrt. Wenn man die primitiven Werkzeuge, die den „Künstlern“ zur Verfügung standen, berücksichtigt, so muß man die Geschicklichkeit bewundern, mit der die Zeichnungen in den harten Steinflächen geschaffen worden sind.

Die ungefähr mit dem Jahre 500 v. Chr. beginnende bohuslänsche Eisenzeit brachte keine weitere Veränderung in der Sitte, die Toten beizusetzen, als daß man sie in Erdhügel anstatt in Rösen legte. Diese ziemlich umfangreichen Hügel schmückte man mit einem hohen, spitzen Stein, dem sogenannten Bauta-stein. Das größte Gräberfeld dieser Art befindet sich bei Grebby in der Lamungemeinde. Dort sind 157 dieser Grabhügel vorhanden. Ein Besuch dieser einsamen, stillen Stätten

an einem warmen, schönen Sommertage, oder wenn die ersten Herbststürme über das Land brausen, bleibt unvergeßlich.

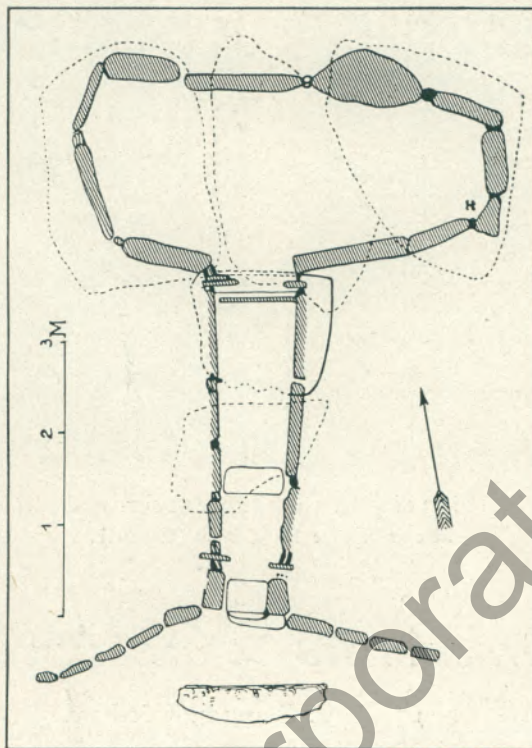
Nicht immer bevorzugte man die erhöhten Gräber für die Bestattung der Toten. Man pflegte sie zeitweise auch in tiefe Erdlöcher zu legen und bezeichnete den Platz in weitem Umkreise alsdann mit einer Steinsetzung, die meist die Form eines Schiffes hatte. Die größte dieser Schiffsetzungen befindet sich bei Blomsholm, in der Nähe von Strömstad. Hier liegt auch der stattlichste, der Domarring (Richterring). Durch diese mit kantigen Steinen eingefassten Gebiete kennzeichnete die Bevölkerung ihre Opfer- und Gerichtsplätze. Auch wurden auf ihnen die Versammlungen abgehalten, die die Stämme unter sich einberiefen.

An Runensteinen ist dagegen Bohuslän nicht ganz so reich wie andere Provinzen des Landes. Einer der wenigen befindet sich an der Lanuskirche. Er hat eine lange Inschrift, in der das Schicksal einer Familie beschrieben wird, deren Söhne durch Feindeshand fielen.

Fornburgen und Alttestuppar sind dagegen reichlich vorhanden. Die ersteren sind steile, nur an einer Stelle zugängliche Berge, die man an der Aufstiegsseite durch schwere Granitblöcke verschanzte, um den anstürmenden Feinden den Zutritt so schwer wie möglich zu machen und Gelegenheit zu haben, sie durch Steinbombardements zu erschlagen. Die Alttestuppar sind

steile Bergabhänge, zu denen die Alten hinaufstiegen, nachdem sie feierlichen Abschied von den Ihren genommen hatten, um sich von den Höhen herunterzustürzen und so den Tod zu finden. Sie zogen diesen heldenhaften Tod dem langsamen Sterben in der Hütte vor und wollten niemand zur Last liegen.

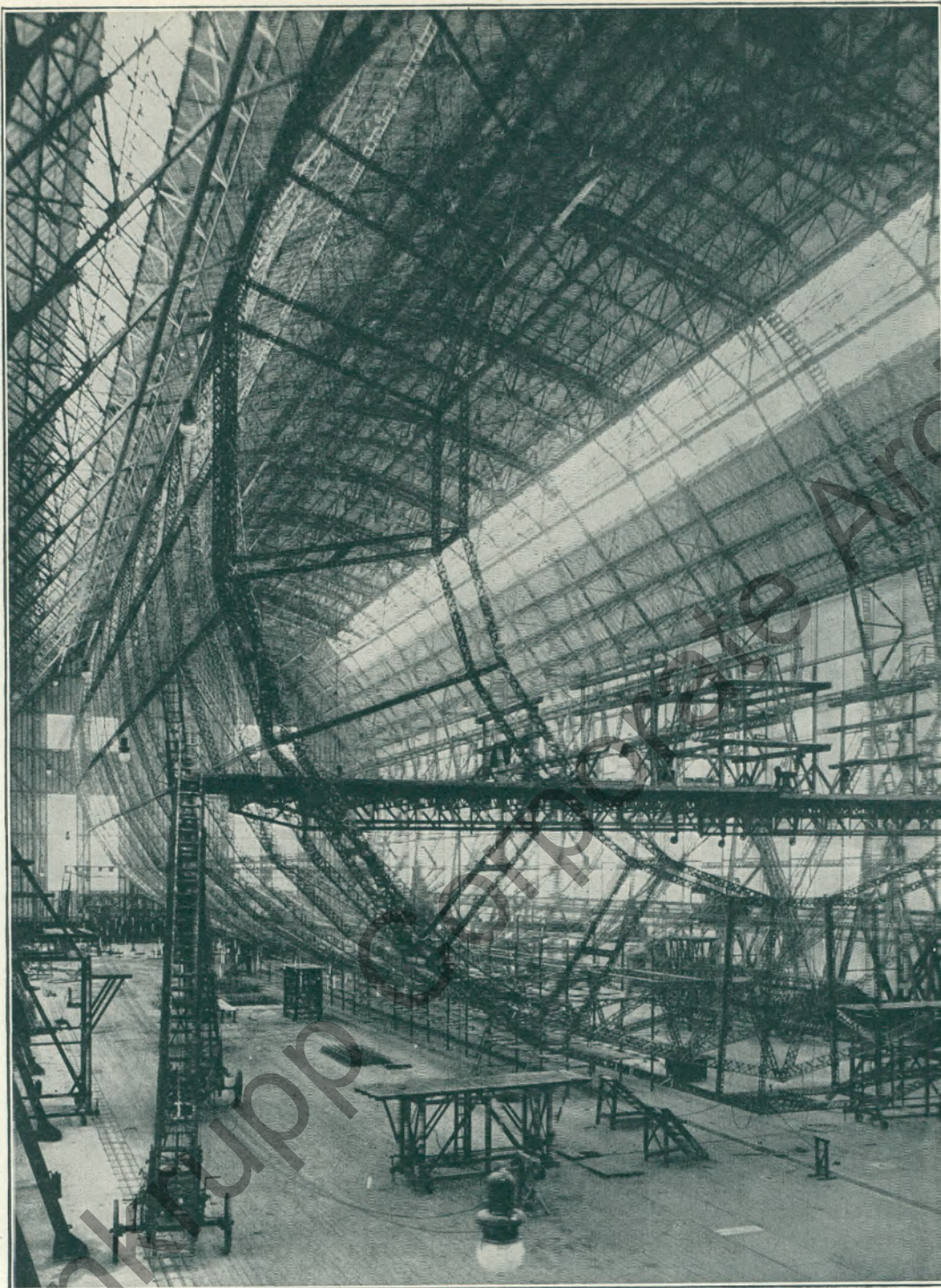
Bohuslän, der alten germanischen Helden sage Alvhem, ist somit reich an Erinnerungen aus grauer Vorzeit.



Ganggruft aus der Steinzeit.



Schiffsetzung bei Blomsholm.



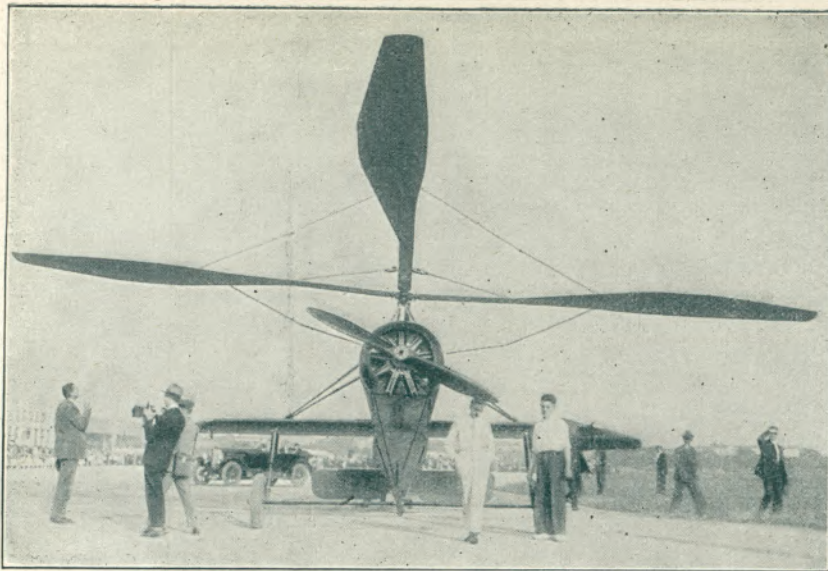
Das Gerüst des „Graf Zeppelin“ in der Luftschiffhalle von Friedrichshafen.

Fortschritte der Technik im Jahre 1928. Eine Rückschau.

II.

Sehr mannigfaltig sind die technischen Fortschritte im Verkehrswesen, die durch die Internationale Automobilausstellung und die Luftschiffausstellung so eindringlich dargestellt wurden, daß es kaum notwendig erscheint, hier mehr als die Stichworte: Rohrrahmenchassis, Vorderradantrieb, Schwingachsen, Pendelachsen, Achtzylindermotor, Entler-Motor zu nennen. Das Flugwesen hatte Höhepunkte in der Ozeanüberquerung von Ost nach West,

zuerst durch das deutsche Flugzeug „Bremer“, dann durch das Luftschiff „Graf Zeppelin“, und schließlich auch durch den Länderflug des Spaniers de la Cierva mit seinem Schraubenflugzeug. Ähnlich wie man dem Flettner-Rotor zunächst auf Grund kleiner Versuche und Berechnungen dieser Neuerung, die jetzt als Ventilator auf Dampfbussen eine Alltagserscheinung geworden ist, eine umwälzende Bedeutung für die Schifffahrt beimäß, so auch dem Schraubenflug für das



Das Schraubenflugzeug von de la Cierva.

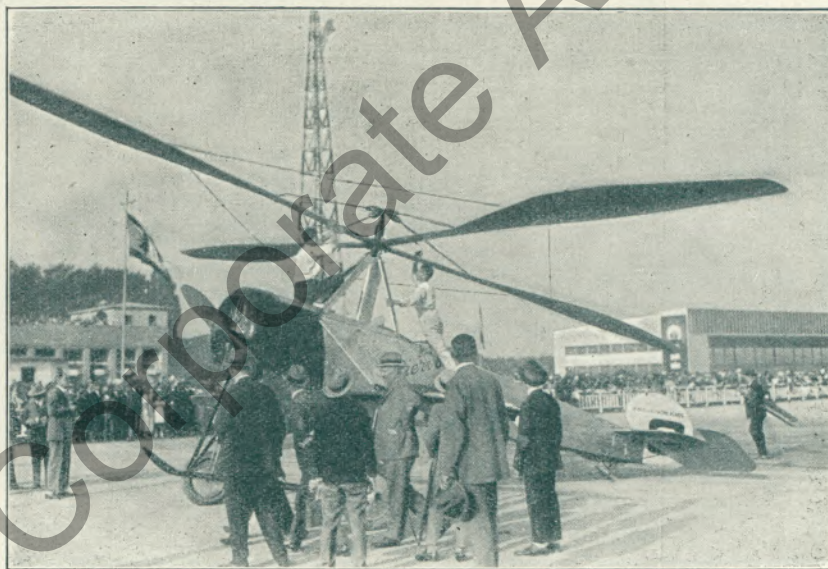
Über einem normalen Flugzeugrumpf, der seitlich kurze Tragdeckstümmel trägt, hängt ohne irgendwelchen Zusammenhang mit dem Motor ein drehbar gelagerter, großer, vierflügeliger Propeller. Sobald nun der durch den Motor getriebene kleine zweiflügelige Propeller das Flugzeug auf der Erde nach vorwärts zieht, wirkt der Winddruck auf die dicke Vorderkante der „Windmühlensflügel“ und versetzt die Flügel in eine drehende Bewegung. Dadurch schrauben sich die leicht nach oben geneigten Hinterkanten in die Luft und bewirken auf diese Weise das Abheben des Flugzeuges vom Boden. Der besondere Vorzug liegt in der fast senkrechten Landemöglichkeit.

Flugwesen; auch hier dürften aber in der Praxis doch viele Nachteile auftreten, so daß die weitere Entwicklung dieses Typs noch nicht sicher zu sein scheint. Die erfolgreichen Versuche der Ozeanschiffahrt mit Kohlenstaubfeuerung wurden bereits erwähnt; infolge der stetigen Zunahme an maschinellen Hilfsmitteln hat sich besonders in der amerikanischen Schifffahrt der elektrische Antrieb ziemlich ausgebreitet. Auch einer der geplanten englischen 60 000-Tonnen-Passagierdampfer soll mit elektrischem Antrieb ausgerüstet werden. Die deutschen Riesendampfer „Europa“ und „Bremen“, die im Jahre 1928 vom Stapel liefen, werden die hervorragende Stellung Deutschlands in der internationalen Passagierschiffahrt noch stärker hervortreten lassen. Nebenbei sei daran erinnert, daß es einem deutschen Arzt gelungen ist, die Seekrankheit als nervöse Störung aufzuklären und ein Mittel zu ihrer Unterbindung durch Inhalation zu finden. Von den Gleitbooten, die ebenso wie der Russenschlitten auf der „Jla“ mit Propellern angetrieben werden und in 48 Stunden den Nordatlantik überqueren sollen, hat man nichts mehr gehört. Die deutsche Schifffahrt hat jedoch sehr interessante Versuche über eine Zusammenarbeit von Dampfer und Flugzeug angestellt, die eine erhebliche Verkürzung der Passage, insbesondere für die Postsachen, ergeben könnten, wenn die Landung und der Start auf dem Schiff gesichert erfolgen können.

Im Eisenbahnwesen ist die Schaffung des Oberbauprüfwagens eine sehr hoch anzusehende Neuerung, da sie alle Kontrollen am Oberbau automatisch beim Befahren der Strecke durchzuführen gestattet; in verhältnismäßig kurzer Zeit können damit sämtliche Hauptstrecken befahren werden, worauf man dann einen umfassenden Plan für die Instandhaltung und Reparatur des Oberbaus aufstellen kann, während man bisher eigentlich immer erst das Auftreten von größeren Mängeln abwarten mußte. Durch Verschweißen

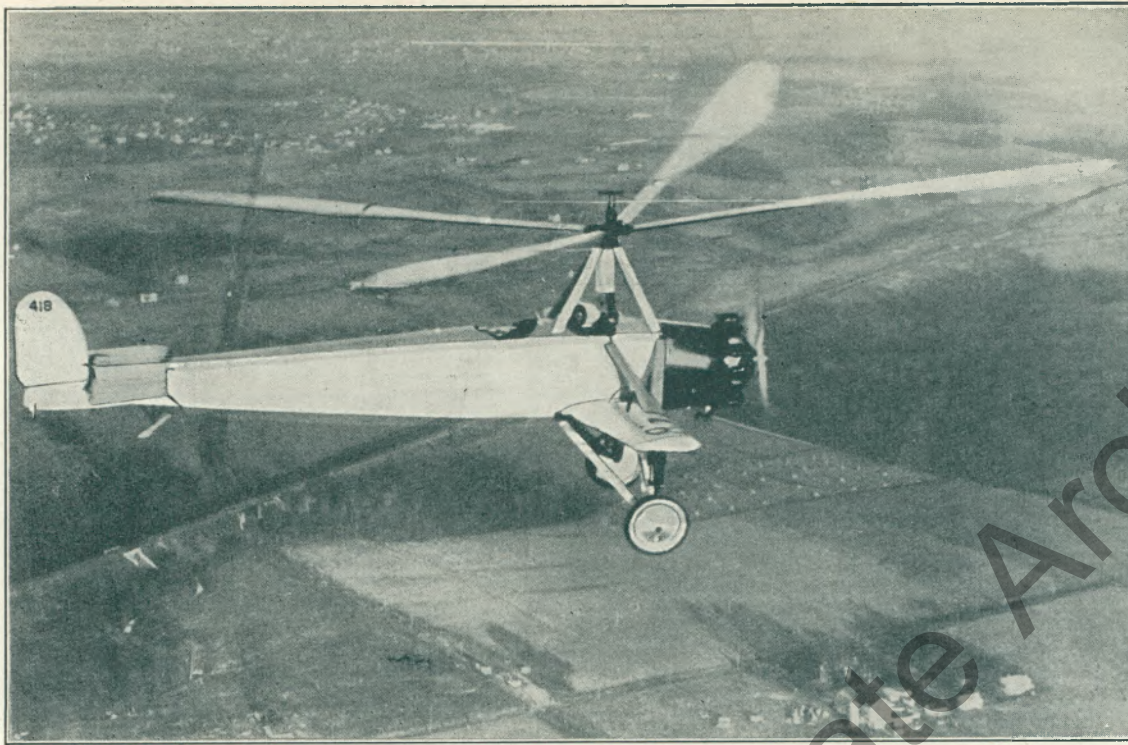
der Schienen bis zu 30 Meter Länge hat man die Zahl der Stöße, bekanntlich der schwächsten Stellen des Schienenstrangs, vermindert und damit wiederum die Instandhaltungskosten. Außerdem werden sich die erwähnten Neuerungen ebenso wie die neuen Langweichen in einer Erhöhung der durchschnittlichen Reisegeschwindigkeit auswirken.

Von den nichtmetallischen Werkstoffen hat der Kautschuk sein Anwendungsgebiet sehr vergrößert. Neu ist die allgemeinere Verwendung von Gummi im Maschinenbau zur Dämpfung von Materialschwingungen. Neben der Automobilindustrie stellt neuerdings die Fördertechnik ganz erhebliche Anforderungen an die Kautschukerzeugung für die Herstellung der oft meterbreiten Förderbänder. Eines Tages wird daher die Kautschuksynthese wohl eine wirtschaftliche Notwendigkeit werden; daß sie technisch bereits gelöst ist, beweist die Tatsache, daß im vergangenen Jahre



auf dem Nürnburgring bereits Versuche mit Reifen aus künstlichem Kautschuk durchgeführt werden konnten. Vorläufig spielt jedoch die Regenerierung von Gummi aus Altmaterial, die zu hoher Vollkommenheit gebracht worden ist, eine viel größere praktische Rolle als die Synthese.

Die Stoffumwandlung, das Reich der Chemie, ist kein abgegrenzter Bezirk, sie muß, ähnlich wie die Elektrotechnik, auf allen Gebieten der Stoff- und Energiewirtschaft mithelfen. Das Jahr 1928 war das erste Jahrhundertjubiläum der Harnstoffsynthese, welche damals die Auffassung durchbrach, daß man die Produkte der Lebensvorgänge nicht künstlich darstellen könne. Dies gab Veranlassung, das Ziel für das zweite Jahrhundert der Synthese ins Auge zu fassen: die Erforschung und synthetische Darstellung der Enzyme, welche die Lebensvorgänge auslösen und beschleunigen, ebenso, wie es die Katalysatoren bei der Ammoniaksynthese usw. tun. Das bedeutet nicht weniger als die Beherrschung des Assimilationsvorganges der Pflanzen, die Erzeugung gewünschter Nahrungsmittel in gewünschter Zeit; es bedeutet außerdem eine Umwälzung in der Medizin. Hier ist noch Neuland, von hier sind noch unvorstellbare Entwicklungen zu erwarten. Schon heute wird das Grenzgebiet zwischen Medizin und Chemie durch die chemische Erforschung der Produkte der inneren Sekretion sehr intensiv und erfolgreich bearbeitet, während die Beziehungen zwischen Chemie und Landwirtschaft eigentlich noch nicht über die seit Jahrzehnten üblichen hinaus gelangt sind. (Vgl. den Aufsatz „Künstlicher Blutfarbstoff“ auf S. 14.)



Das Windmühlenflugzeug im Fluge über Philadelphia.

Presse Photo

Es ist allerdings unverkennbar, daß daran in erster Linie wirtschaftliche, nicht technische Hemmnisse die Schuld tragen. Allenthalben zeigen sich Ansätze, die Erfolge der modernen Technik auf die Landwirtschaft anzuwenden. Den in Amerika konstruierten Mähdrescher hat man in mehreren Bezirken Deutschlands erprobt, und auf Grund der gemachten Erfahrungen wird man sicher bald eine den deutschen Verhältnissen besonders angepasste Konstruktion zur Verfügung haben. Für deutsche Verhältnisse vermag auch der Erntetrockner recht wichtig zu werden. Die landwirtschaftlichen Maschinen und der Kraftantrieb in der Landwirtschaft kommen nur langsam vorwärts. Die Erfolge mit der Feldberegnung haben in jüngster Zeit wieder zur Konstruktion einer neuen Großapparatur geführt. Die Kohlenäuredüngung, mit der man bereits im freien Felde gute Ergebnisse erzielen konnte, ist in der Anschaffung so teuer, daß sie für den regulären Betrieb noch nicht verwirklicht wurde. Aber bei Gewächshäusern hat man sie nach deutschem Verfahren, besonders in Holland, schon vielfach für die Praxis nutzbar gemacht. Die Lupinenentbitterung, ein chemischer Erfolg, wartet jedoch immer noch auf kühne Landwirte, die sie in Angriff nehmen.

Daß auch die Elektrotechnik für die Landwirtschaft weit über den Rahmen einer Antriebskraft für Maschinen hinaus zu einer wichtigen Stütze werden wird, lassen die mannigfaltigen Ergebnisse der Strahlenforschung des Jahres 1928 bereits erkennen. Ganz besonders gilt dies für die künstliche Beleuchtung. Wir haben Gläser, die für die lebensfördernden ultravioletten Strahlen besonders durchlässig sind, wir haben Lampen, die besonders reich an ultravioletten Strahlen sind, und es ist auch ermittelt, welcher Bereich des Ultravioletts besonders wirksam ist. Obwohl diese Tatsachen bei den Versuchen über die künstliche Beleuchtung von Pflanzen in Gewächshäusern noch gar nicht bis zur letzten Konsequenz angewendet wurden, so ergab sich trotzdem bereits für hochwertige Kulturpflanzen eine gewisse Wirtschaftlichkeit. Sobald die in der Landwirtschaft herrschende Betriebsmittelnappheit einmal überwunden sein wird, stehen also auch von dieser Seite her tiefgreifende Wandlungen bevor.

Max Maria von Weber erzählt in seinen „Kleinen Erinnerungen an große Menschen“ von dem Schöpfer der englischen Kanalschiffahrt, James Brindley, daß dieser, der allem Spott zum Trotz sein erstes Kanalprojekt 1761 durchgeführt hatte, sich im entscheidenden Moment so klein gegenüber seinem eigenen Werk fühlte, daß er, „nachdem er die letzten Anordnungen getroffen hatte, sich in dem Augenblick, wo die Schleusen gezogen werden sollten, in sein Zimmer flüchtete, den Kopf in die Kissen seines Bettes drückte, um das Einrauschen des Wassers in seine neue Weltstraße nicht zu hören. Er bat, wie er sich später rührend ausdrückte, den lieben Gott, nun das Beste zu tun.“ Nun, das werden die Erfinder, die im Jahre 1928 hervorgetreten sind, wohl kaum getan haben; auch nicht bei der Einweihung der größten deutschen Binnenschiffahrtsschleuse, der Hindenburg-Schleuse bei Anderten; sie alle konnten sich auf ihre Berechnungen verlassen. Aber gerade das kühne Wagen, welches die ersten Ingenieure nicht entbehren konnten, hat die technische Entwicklung sprunghaft vorwärts gebracht, während es jetzt ohne Überraschung im flotten, aber gleichmäßigen Tempo vorwärts geht. Die ersten Menschen allerdings, die sich den Raketenfahrzeugen im vergangenen Jahre zum ersten Male anvertrauten, sie mußten noch eine Portion von jenem Wagemut haben. Und es widerfährt ihnen daselbe, was allen widerfuhr, deren heißes Herz die Entwicklung um einen Sprung vorwärtsreißen wollte: sie werden nicht sehr ernst genommen. Bewiesen ist jedenfalls, daß man Raketen zum Antrieb bemannter Fahrzeuge verwenden kann. Sich über die Wirtschaftlichkeit zu streiten, ist ganz müßig, solange die Aufgaben für diese neue Antriebskraft nicht erkannt sind. Selbst die Wirtschaftlichkeit des technisch hoch entwickelten Flugwesens ist ja noch nicht klargestellt, weil die Konkurrenz der älteren Verkehrsmittel im Wege steht. Es gibt eben für die neuen Verkehrsmittel Aufgaben zu suchen, wo der Wettbewerb der alten ausscheidet.

So gewährt ein Rückblick zugleich anregende Ausblicke in die Zukunft und könnte daher auch zu eingehenderer Beschäftigung mit der Geschichte der Technik anspornen.

Fulstor.

Im Krögel.

Von Ilse Riem.

Hinter hohen, gleichmäßig grauen Häusern neuerer Zeit versteckt Berlin sein altes Gesicht. Man muß es aufsuchen, durch enge und dunkle Gänge, über Höfe und Bäume hinweg. Dann taucht plötzlich hier und da, fern vom Getriebe, von Lärm und Hasten der großen Straßen ein Winkel auf, der an Alt-Nürnberg, an Lüneburg gemahnt...

Hoch und schmal sind die Häuser, dicht aneinandergedrängt, mit dem spitzen Giebel, in der felsamen, ein wenig eingeknickten Bauweise vergangener Jahrhunderte. Grau sind sie und verwittert in den Jahrhunderten, den Zeiten der Not, die über sie hingingen, und ein wenig müde sehen sie aus und stützen sich schwer mit ihren Galerien auf hölzerne oder eiserne Träger. Diese Galerien, an schönste süddeutsche Städte erinnernd, sind so besonders charakteristisch für Berlins alte Häuser. Unter ihnen führen breite Pforten ins Innere, an Handel und Wandel vergangener Zeiten gemahnend. Denn am Wasser liegen sie alle, um das Wasser baut sich der Krögel auf, das den Kaufherren Zufahrtsstraße ihrer Waren war.

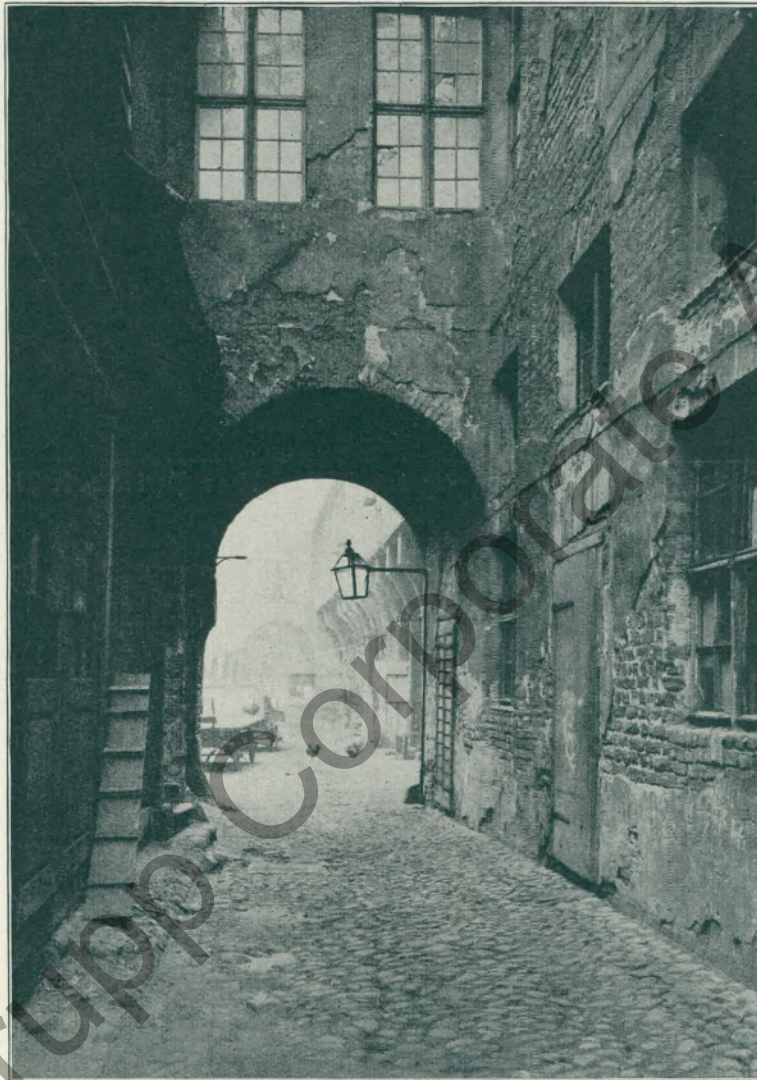
Auf dem ungleichen Kopfsteinpflaster und in der Enge der schmalen, schmalen Gäßchen hallen die Schritte. Alte, schön geschnitzte Holztüren, jetzt verwahrlost und nur schwer erkennbar, deuten auf früheren Kunstsinne der Bewohner, und hinter ihnen, in den Höfen, wacht das alte Berlin auf. Wenn man hindurchgeht durch die vorgebauten Häuser, meint man in einem stillen Winkel Lüneburgs, im Biskulenhof vielleicht, zu stehen. Die

gleichen hohen, spitzen Dächer, auch der Kran fehlt nicht, die gleichen verbauten, geschlossenen Galerien und die Häuser, jetzt zu Hinterhäusern geworden, in derselben Weise neben- und übereinandergebaut, verwinkelt und eng

und erinnerungsreich. In hohen Torbogen leuchten altertümlich geformte Laternen auf, und durch ihren Ausschnitt wächst wie ein Bild das alte, vergessene, nur von wenigen gekannte Berlin herauf, das sich jetzt versteckt, und das doch so unendlich feine und stille Reize und Schönheiten bietet, das jeder, der Berlin zu kennen meint, in seiner Verborgenheit auffuchen sollte.

Kinder spielen auf alten, ausgetretenen Treppentufen, über die schon so viele Füße rastlos gingen, in den alten Durchgängen fängt sich nur ein undeutlicher Schimmer der Sonne da draußen und läßt kaum erkennen, daß hier einst ein breiter Torweg gewesen, den man halb vermauert. Mitten an der Wand bricht nun der Bogen ab. Schwer knirscht die Tür in den Angeln. Von ferne rufen die Glocken der alten Kirchen Berlins herüber in diese Stille, die so unwirklich scheint in der Millionenstadt. Aber nur wenige Schritte weiter... jenseits des Wassers, da flutet das Leben der heutigen Tage, da wachsen Turmbauten empor und wissen nichts von den kleinen, ärmlichen, tief ver-

steckten Häusern, von denen doch all das ausging, was Berlin zu dem machte, das diese Paläste sich erbauen konnte. Wie lange noch wird der Krögel, werden die alten Häuser am Wasser von der Vergangenheit erzählen?



Eingang zum Krögel.

L. P. A.

Allein.

Es führen über die Erden
Straßen und Wege viel.
Aber alle haben
Dasselbe Ziel.

Du kannst reiten und fahren
Zu zwei'n und zu drei'n,
Den letzten Schritt mußt du
Gehen allein.

Darum ist kein Wissen
Noch Können so gut,
Als daß man alles Schwere
Alleine tut.

Hermann Hesse.



Was kann ich ohne Abitur werden?

Die Berufsmöglichkeiten junger Mädchen ohne Reifezeugnis

Von Studiendirektorin Dr. Beate Bartels.

Die Frage der Berufswahl ist für Töchter und Eltern eine bange, schwere, sorgenvolle Frage. Ist doch heute der Beruf nicht mehr eine mehr oder weniger angenehme Übergangszeit zwischen Schule und Ehe, wie es früher nur zu häufig der Fall war. Das moderne Mädchen muß im allgemeinen damit rechnen, den einmal erwählten Beruf ein Leben lang ausfüllen zu müssen. Er darf ihr daher nicht nur den Lebensunterhalt, eine geachtete, soziale Stellung und Versorgung im Alter und in Krankheitsfällen bieten, sondern muß ihr auch die Freude und Befriedigung geben, ohne die kein Mensch leben kann.

Strenge Selbstprüfung, erneute Erwägung aller Berufsaussichten sind daher heute nötiger als je. Dazu kommt noch, daß unsere gegenwärtige wirtschaftliche Lage die äußerste Anspannung aller Kräfte von jedem von uns fordert. Es genügt heute nicht mehr, existenzfähig zu sein; man muß konkurrenzfähig sein im Kampf um eine gesicherte Lebensstellung. Eine Folge dieses starken Konkurrenzkampfes sind gesteigerte Anforderungen in fast allen Berufen, gesteigert in bezug auf die Schulbildung und die Sachausbildung. „Man kann ohne Abitur nichts mehr werden!“ Wie oft hört man nicht diese Worte!

Welchen berechtigten Kern haben diese Klagen? Wie steht es vor allem mit dem Zugang zu den sogenannten praktischen Berufen, die im besonderen Grade der weiblichen Veranlagung und der in jeder Frau schlummernden mütterlichen Anlage am meisten entsprechen? Müssen die vielen fürsorgereich, pflegerisch, praktisch begabten Mädchen nun alle das Abitur machen, um einen ihrer Begabung entsprechenden Beruf ergreifen zu können?

Richtig ist, daß für einige dieser Berufe — z. B. den der Zeichenlehrerin — seit einigen Jahren das Abitur Bedingung ist. Immerhin gibt es noch eine große Anzahl von Berufen mit guten Fortbildungsmöglichkeiten, die sich auf dem Ab-

schluß des Lyzeums aufbauen. Einen fast unbestrittenen Platz, der männlichen Konkurrenz oft weit überlegen, hat sich die Frau in allen Zweigen des kaufmännischen Lebens errungen. Daß junge Mädchen mit guter Schul- und Allgemeinbildung nach einer dreijährigen Lehre in einem guten Geschäft oder nach dem Besuch einer höheren Handelschule in aussichtsreiche Stellungen als Korrespondentin, Direktionssekretärin, Prokuristin aufsteigen können, ist bekannt.

In das Gebiet der kaufmännischen Berufe gehört auch die

Handelslehrerin, die an Handelschulen und Berufsschulen unterrichtet. Dieser aussichtsreiche Beruf ist heute noch ohne Abitur zugänglich.

Lyzealabsolventinnen müssen zunächst eine vierjährige kaufmännische Praxis durchmachen, die möglichst vielseitig gestaltet werden sollte und nur in guten Firmen abgelegt werden darf. Besuch einer höheren Handelschule wird auf die praktischen Jahre angerechnet.

Auf die Praxis folgt dann die theoretische Ausbildung, das Studium, das sechs Semester umfaßt und auf den Handelshochschulen in Berlin, Leipzig, Mannheim oder Königsberg abgelegt werden kann. Die Absolventin eines Lyzeums aber muß nun noch eine allgemeine Prüfung, das sogenannte „Wirtschaftsabitur“, machen und wird, um übermäßige Belastung zu vermeiden, ein Semester zulegen müssen. Den Abschluß des Studiums bildet die Diplomprüfung, die sich auf sprachliche, technisch-geogra-



Lichtbild Scherl.

Ukrainische Frauen in Nationaltracht.

phische, kaufmännische und wirtschaftliche Fächer erstreckt. Die Handelslehrerin findet staatliche und städtische Anstellung mit Ruhegehaltsberechtigung und Besoldung nach Klasse 3b (9. alter Ordnung) mit verschiedenen Zulagen. Da Nachfrage nach Handelslehrerinnen besteht, ist ein Unterkommen so gut wie gewährleistet.

Ein Beruf, für den Lyzeumstreife zwar theoretisch noch ausreicht, der aber in der Praxis meist eine weiterführende Schulbildung verlangt, ist der Beruf der

Bibliothekarin im mittleren Dienst.

Da die Anwärterinnen mit besserer Schulbildung bevorzugt werden, empfiehlt es sich, wenigstens noch die Obersekunda des Oberlyzeums oder einer anderen Vollaufstufung durchzumachen. Nach Ableistung von zwei praktischen Jahren — das Recht zur Ausbildung hat aber nur eine beschränkte Anzahl von Bibliotheken — muß die Anwärterin sich zur theoretischen Prüfung vorbereiten, und zwar zweckmäßig in einer Bibliotheksschule (Berlin, Leipzig, Bonn). Staatliche Schulen fehlen vorläufig noch, und eine bestimmte Vorbereitungszeit ist auch nicht vorgeschrieben. Die Anwärterin kann sich die notwendigen Kenntnisse — Sprachen (Französisch, Englisch, Latein), deutscher Aufsatz, Reichs-kurzschrift, Bibliothekskunde — auch auf privatem Wege aneignen. Die Kosten der Ausbildung sind im ganzen nicht hoch zu nennen, besonders wenn die praktischen Jahre am Wohnort der Eltern abgemacht werden können. Die Aus-sichten sind gut, weil nur so viele Praktikantinnen angenommen werden, wie ungefähr gebraucht werden. Die Besoldung erfolgt nach Klasse 4b. Die Tätigkeit in Volksbibliotheken, meist eine völlig selbständige, gibt der Bibliothekarin Gelegenheit, sozialpädagogisch zu wirken, gute Bücher zu verbreiten und gegen Schund und Schmutz zu kämpfen. In den wissenschaftlichen Bibliotheken ist die Tätigkeit eine — wenn auch interessante — Hilfsarbeit.

Der Beruf der

technischen Assistentin

baut sich gleichfalls auf dem Lyzeum auf. Die Ausbildung erfolgt in zweijährigen Kursen an staatlich anerkannten Ausbildungsanstalten (z. B. das Lette-Haus in Berlin) oder in zahlreich vorhandenen Universitätsinstituten und wird abgeschlossen durch eine Prüfung, die sich auf Chemie, Physik, Serologie, Anatomie, Röntgenologie, Biologie, Bakteriologie erstreckt. Die bei diesem Beruf so häufig gefürchteten gesundheitlichen Schädigungen können sehr wohl ausgeglichen werden durch Aufenthalt in frischer Luft, Sport und gewissenhafte Anwendung der Schutzvorrichtungen. Die technischen Assistentinnen finden Anstellung in Krankenhäusern, Sanatorien, Universitäten, in der Industrie und bei Privatärzten. Besoldung nach Klasse 6. Bis vor kurzem konnte die Nachfrage nicht befriedigt werden. Wenn sich das Verhältnis auch etwas verschoben hat durch Schaffung einer größeren Zahl von Ausbildungsstätten, so kann doch noch immer mit sofortiger Anstellung gerechnet werden.

Der Beruf der

Wohlfahrtspflegerin

wendet sich vor allem an das Mütterliche in der Frau und kann geeigneten Mädchen wirkliche innere Befriedigung geben. Die Anforderungen an die Schulbildung sind verhältnismäßig gering. Das Normale ist die abgeschlossene Lyzeumbildung, doch können auch besonders begabte Volksschülerinnen nach Ablegung einer schulwissenschaftlichen Prüfung vor dem Provinzialschulkollegium (ohne Fremdsprachen) aufgenommen werden. Die staatlich geregelte Ausbildung erfolgt nach Wahl in drei verschiedenen Haupt-fächern: 1. Gesundheitsfürsorge, 2. Jugendwohlfahrtspflege, 3. Wirtschafts- und Berufsfürsorge. Vor der Sachausbildung

wird eine Berufsvorbildung gefordert, die in der staatlichen Prüfung als Krankenpflegerin, Säuglingspflegerin, Kindergärtnerin, Lehrerin oder (für Hauptfach 3) in einer vier-jährigen erfolgreichen Berufstätigkeit bestehen kann. Die eigentliche Ausbildung geschieht in einer Wohlfahrtschule (soziale Frauenschule), dauert zwei Jahre, besteht aus theoretischer und praktischer Ausbildung und schließt mit dem Staatsexamen ab. Doch wird die staatliche Anerkennung als Wohlfahrtspflegerin erst nach einem Probejahr in der praktischen sozialen Arbeit und nach vollendetem vierundzwanzigsten Jahre verliehen. Die Tätigkeit der Wohlfahrtspflegerin ist sehr vielseitig und erstreckt sich, je nach der Wahl des Haupt-faches, auf die Gebiete der Kreisfürsorge auf dem Lande, Säuglings-, Tuberkulosen- und Wohnungsfürsorge, Tätigkeit in Berufs- und Arbeitsämtern, in Arbeitsnachweisen, Fabriken, bei der Polizei und in Jugendpflegeorganisationen; Beamtenstellen kommen nur für einen kleinen Teil in Frage, doch ist eine Reihe Dauerstellen mit Ruhegehalt vorgesehen. Das Gehalt nach Gruppe 5 und 4b entspricht dem der Volksschullehrerinnen. Die Wohlfahrtschulen sieben sehr stark, um nur geeignete Bewerberinnen dem Beruf, der ein großes Maß von Menschenliebe verlangt, zuzuführen. Ungeeignete Elemente wären der Tod der Wohlfahrtspflege.

Einen stark sozialen Einschlag hat auch der Beruf der

Krankenschwester,

und dieser Beruf hat im letzten Jahrzehnt eine gewisse Wandlung durchgemacht. Während er bis vor einigen Jahren — entsprechend seiner Entstehung aus der kirchlichen Liebes-tätigkeit — einen starken Verzicht auf persönliche Lebens-gestaltung von seinen Angehörigen forderte und in bezug auf Bezahlung, Urlaub, Freizeit und persönliche Freiheit weit hinter den anderen Berufen zurückstand, hat sich das heute vielfach geändert. Die meisten Krankenhäuser bezahlen die Schwestern nach Gruppe 5 oder 6 und bringen Wohnung und Verpflegung sehr niedrig in Anrechnung, so daß die Be-soldung der Schwestern eine gute genannt werden kann. Dazu kommt die feste Anstellung und Altersversorgung. Auch Arbeits- und Urlaubsverhältnisse haben sich wesentlich gebessert. Die Ausbildung erfolgt völlig kostenlos (meist erhalten die Schülerinnen neben freier Station und Arbeits-tracht noch ein Taschengeld) in zweijährigen Kursen an staatlichen Krankenpflegeanstalten und schließt mit dem Staats-examen ab. Viele Krankenhäuser verlangen von ihren Schwestern höhere Schulbildung, so daß auch dadurch der Beruf gehoben und eine gewisse Auslese gewährleistet wird. Pflegerisch begabten jungen Mädchen also bietet der Schwe-sterberuf ausreichende Besoldung und eine gesicherte Zukunft.

Die Ausbildung der Säuglingschwester erfolgt eben-falls in zweijährigen Kursen in Kinderkrankenhäusern oder Kinderheimen unter ähnlichen oder gleichen Bedingungen.

Sortnerinnen und Kindergärtnerinnen

werden in den sogenannten Fröbel-Seminaren ausgebildet. Neben der notwendigen Schulbildung (mittlere Reife) ist der Nachweis einer mindestens einjährigen hauswirtschaft-lichen Schulung notwendig. Die zweijährige Ausbildung schließt mit einem Staatsexamen ab. Nach mehrjähriger Berufsarbeit kann die Kindergärtnerin, die Lyzealreise besitzt, sich in einjährigem Kursus zur Jugendleiterin ausbilden. Die staatliche Jugendleiterprüfung berechtigt zur Leitung grö-ßerer Betriebe, wie Kindergärten, Schulkindergärten, Horte und Kinderheime. Auch ist die Jugendleiterin befähigt zum Unterricht an Frauenschulen, Kindergärtnerinnenseminaren, Berufsschulen, zur Arbeit an Fürsorgeanstalten und in ähn-lichen Zweigen der sozialen Arbeit.

Während die Ausbildung der Zeichenlehrerin seit einigen Jahren vollauf akademisch ist und Ablegung des Abituriums

voraussetzt, ist die technische Lehrerinnenausbildung — Nadelarbeit, Hauswirtschaft, Turnen — noch mit Unzealbildung zu erreichen. Die Ausbildung in den technischen Seminaren, höheren Fachschulen oder den Frauenoberschulen (dreijährige Frauenschule) dauert vier bis fünf Jahre. Der Beruf der technischen Lehrerin ist unbedingt aussichtsreich zu nennen, da die höhere Bewertung des Werksunterrichts und der Leibesübungen eine steigende Anzahl von Bewerberinnen notwendig macht. Die Besoldung ist gleich der der Volks- bzw. Oberschullehrerin, je nach den Anstalten, an denen die technische Lehrerin tätig ist.

Der Beruf der

Gewerbelehrerin,

d. h. der Lehrerin an hauswirtschaftlichen und gewerblichen Fach- und Berufsschulen, setzt die bestandene Prüfung als technische Lehrerin ohne Turnen voraus. Wissenschaftliche oder Volksschullehrerinnen müssen ausreichende Kenntnisse in Küche, Haus- und Nadelarbeit durch eine Aufnahmeprüfung nachweisen. Die Ausbildung in den Gewerbe seminaren dauert vier Jahre, wozu noch zwei Jahre praktischer Tätigkeit kommen. Nach dieser langen, kostspieligen und mühevollen Ausbildung hat die Gewerbelehrerin aber Aussicht auf gut bezahlte, ruhegehaltsberechtigte Anstellung an Fach- und Berufsschulen.

Die Ausbildung der Lehrerin der landwirtschaftlichen Haushaltskunde, deren Tätigkeit sich auf Wanderschulen, landwirtschaftliche Haushaltschulen und Mädenschulen erstreckt, umfaßt zwei praktische Jahre, die durch eine Prüfung vor der Landwirtschaftskammer abgeschlossen werden, und zwei Seminarjahre. Zur Anstellung an den Seminaren der wirtschaftlichen Frauenschulen sind Unterrichtspraxis und eine Ergänzungsausbildung erforderlich.

Wir sehen also, daß — trotz aller pessimistischen, oft auf ungenügender Sachkenntnis beruhenden Klagen — auch ohne Abitur unseren jungen Mädchen noch manch befriedigender, gut bezahlter und aussichtsreicher Beruf offensteht, Berufe gerade für die praktisch begabten und mütterlich veranlagten Mädchen. Und gerade diese Berufe sollten von den Frauen immer mehr ausgestaltet und zur höchsten Leistung erhoben werden. Denn auf diesen Arbeitsgebieten braucht die Frau sich nicht damit zu begnügen, es nur dem Manne gleichzutun nach dem Schlagwort: „Was du kannst, das kann ich auch.“ Hier kann sie vielmehr zeigen, daß sie — auch ohne Abitur — fähig ist, aus den Kräften ihres frauenhaften, mütterlichen Wesens heraus eigene, selbständige Kulturarbeit zu leisten.



Prinzipalmarkt in Münster i. W.

Kohlezeichnung von E. Bongard, B. St. A. G., Bergbaugruppe, Gelsenkirchen.

Bücher von Frauen.

Von Dr. Karl Fuß.

Agnes Miegel: „Gesammelte Gedichte“, „Geschichten aus Ostpreußen“ (Verlag Eugen Diederichs, Jena, 6 bzw. 7,50 RM.). — Ina Seidel: „Neue Gedichte“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 3,50 RM.). „Das Labyrinth“ (Eugen Diederichs, Jena, 8,50 RM.). „Die Fürstin reitet“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 2 RM.). „Brömseshof“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 6 RM.). — Lulu Strauß-Tornay: „Reif steht die Saat“ (Eugen Diederichs, Jena, 7,50 RM.). — Helene Voigt-Diederichs: „Auf Marienhof“ (Eugen Diederichs, Jena, 7,50 RM.). — Isolde Kurz: „Aus meinem Jugendland“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 7,50 RM.). — Lisa Wenger: „Im Spiegel des Alters“ (Grethlein, Leipzig, 7 RM.). — Helene Rostitz: „Aus dem alten Europa“ (Inselverlag, Leipzig, 7 RM.). — Josefa Kraigher-Porges: „Lebenserinnerungen einer alten Frau“ (Grethlein, Leipzig, 8 RM.). — Olga Heyneder-Langer: „Lebensreise im Komödiantenwagen“ (Georg Müller, München, 10 RM.).

In Bausch und Bogen wird oft erklärt, die „Literatur der Frauen“ sei minderwertig. Ein Blick auf das Schrifttum der Gegenwart belehrt uns eines Besseren. Gehen wir einmal von den großen Dichterinnen des germanischen Nordens ab — Karin Michaelis, Selma Lagerlöf, Sigrid Undset —: auch unser deutsches Schrifttum der Gegenwart weist Namen auf, die sich wohl neben denen der männlichen „Kollegen“ behaupten können. Von Dichterinnen der älteren Generation sei nur

erinnert an die Nestorin deutscher Frauendichtung, die fünfundsiebzigjährige Isolde Kurz, in deren Werk sich schwäbische Geistigkeit und hellenische Formenstrenge so reizvoll paaren, oder an Ricarda Huch, die außer ihren Romanen, Novellen und Gedichten so monumentale Werke wie die „Blütezeit der Romantik“ und den „Großen Krieg in Deutschland“ schuf. Ferner wir weiter die Landsmänninnen Auguste Supper und Anna Schieber, deren

Schaffen volksnah, gemütvoll, dem Religiösen zugewandt ist! Unentwegt schöpferisch tätig ist Clara Viebig, die Rheinländerin, heute noch temperamentvoll und wirklichkeitsnah wie ehemals, als sie den „Naturalismus“ mit heraufführen half. Gabriele Reuter, die Vorkämpferin für Frauenrechte, sei nicht vergessen, nun das einst heiß umkämpfte schon selbstverständlich geworden; auch Helene Böhlau nicht, die feine Gestalterin des klassischen Weimar.

Aber auch eine jüngere Generation, die vierzig- und fünfzig-jährigen Dichterinnen, behauptet sich im chaotischen Getriebe und Betriebe unserer modernen Literatur, und wenn wir zwei Namen herausgreifen, Agnes Miegel und Ina Seidel, so kann man ohne Übertreibung feststellen, daß diese beiden Dichterinnen zu den stärksten künstlerischen Potenzen in der deutschen Gegenwartsdichtung überhaupt gehören.

Es ist besonders erstaunlich und erfreulich, daß sich Agnes Miegel mit einem fast nur lyrischen Werk in der deutschen Leservelt durchgesetzt hat. Wer sich aber auch in den schmalen Band ihrer „Gesammelten Gedichte“ versenkt, der wird immer wieder erschüttert und bezwungen werden. Insbesondere ihre Balladendichtung ist schlechthin groß, geladen förmlich von unterirdischer Dämonie. Es gibt da Stücke, die zu den vollendtesten Schöpfungen unserer Lyrik gehören, von einer Anschaulichkeit und Fülle des Ausdrucks, einer geradezu spukhaften Naturnähe, daß man nur Goethes und Mörikes Balladen zum Vergleich heranziehen kann („Schöne Agnete“, „Die Mär vom Ritter Manuel“). Auch ihr einziges Prosabuch, „Geschichten aus Altpreußen“, ist hinreißend in der balladesken Heftigkeit der Handlungen.

Auch bei Ina Seidel finden wir diese Ursprünglichkeit des Gefühls, die den echten Lyriker kennzeichnet. In ihren „Neuen Gedichten“ etwa sind wundervolle Strophen erhalten, in denen dieser begnadeten Dichterin gelingt, was das Ziel aller Dichtung ist: das Leben zum Mythos zu vertiefen, den Mythos zum Leben zu erwecken. Auch Ina Seidels epische Schöpfungen sind rühmend hervorzuheben; ich nenne besonders ihren Roman „Das Labyrinth“, in dem das Leben des Forschers und Revolutionärs Georg Forster (1754 bis 1794) und seine bewegte Zeit geistvoll gestaltet sind, und ihre Novelle „Die Fürstin reitet“, eine mit hinreißendem Elan erzählte Episode um die große Katharina von Rußland. Auch ihr letztes Werk, „Brömseshof“, die Geschichte eines Kriegsheimkehrers, bezwingt in der reifen Herbe der Darstellung und dem psychologischen Spürsinn, mit dem die Charaktere herausgearbeitet werden.

Lulu von Strauß und Törney kann sich am ehesten in der Bildkraft und Naturnähe ihrer Lyrik mit diesen beiden Meisterinnen messen. Der Titel ihrer gesammelten Verse, „Reif steht die Saat“, ist wahrlich symbolisch für ihre Kunst selbst. Ihre schwerblütigen Romane und Novellen entwuchsen ihrer nieder-sächsischen Heimatscholle, kreisen um die Gestalten niederdeutscher Bauern (man denkt an Lons), westfälischer Sektierer und Propheten in alter Zeit.

Eines der innerlichsten, wertvollsten Frauenbücher des letzten Jahrzehnts hat uns Helene Voigt-Diederichs beschert. „Auf Marienhoff“ nennt sie ihr „Buch vom Leben und der Wärme einer Mutter“, ihrer Mutter, der Hamburgerin Marie Brinckmann, die in den sechziger Jahren dem jungen Gutsbesitzer Voigt als Gattin auf den schleswigschen Herrenhof Marienhoff folgt, als Walterin eines patriarchalischen Haushalts ihre neun Kinder großzieht, in ihrer liebevollen und doch energischen Art, ihrer lebendigen und doch stets gebändigten Persönlichkeit die ideale Verkörperung einer deutschen Mutter ist, von der Ströme des Segens ausgehen. Nicht eindringlich genug kann auf dieses Buch hingewiesen werden, dieses schöne Denkmal der Kindesliebe, dem man in jedem deutschen Hause einen Ehrenplatz neben Kugelgens und Ludwig Richters Lebenserinnerungen gönnen möchte.

Autobiographien bedeutender Frauen haben ihren eigenen Reiz. Das letzte Jahrzehnt hat uns eine Reihe von solchen bekennnerhaften Werken gebracht, unter denen hier einige herausgegriffen seien. „Aus meinem Jugendland“ nennt Isoldo Kurz die überaus lebendige Darstellung ihrer Kindheit und Jungmädchenzeit, die sich zu einem bedeutsamen Kulturbild aus den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts weitet, zugleich auch eine Vorstellung gibt, unter welchen Schwierigkeiten sich diese große Künstlerin aus spießbürgerlicher Enge schwäbischer Kleinstädterei loslösen mußte, um dem Geseß ihres Daseins zu folgen. — Nicht viel jünger ist Lisa Wenger, die in ihrem lebenswürdigen Erinnerungsbuch „Im Spiegel des Alters“ mit sprühender Frische und herzhaftem Humor aus ihrem Schweizer Kinderland erzählt, in einer prickelnden Mischung von rotbäckiger Fabulierlust und fast gallischer Grazie. — Wer Interessantes aus der „großen Welt“ der Politik und Kunst erfahren will, greife zu dem sozusagen „weltmännischen“ Buch der Gräfin Helene Rostig: „Aus dem alten Europa“; Enkelin des alten Fürsten Münster, des deutschen Gesandten in Paris, mit Hindenburg verwandt, Rodin und Rilke nahestehend, große Dame alten Stils, weiß sie mit Takt und Geschick aus einem reichbewegten Leben zu plaudern.

Schließlich sei noch auf zwei Memoirenwerke verwiesen, die völlig aus dem üblichen Rahmen herausfallen und vielleicht eben deshalb von ganz besonderem Reize sind. Wenn mich jemand nach dem eindrucksvollsten Frauenbuche der letzten Jahre fragte, ich nennte ihm ohne Bedenken die beiden Bände „Lebenserinnerungen einer alten Frau“ von Josefa Kraigher-Porges. Was diese Österreicherin aus ihrem Werdegang erzählt, ist schlechthin einzigartig und tief erschütternd. Wie das raffige, fast genial zu nennende Kind Natur und Kreatur in grenzenloser Hingegenheit erlebt, erleidet, wie Idylle und Martyrium in dieser Kindheit so eng vereint sind, wie sie schon ganz jung Gnade und Glück ihres Weibstums erfährt — das alles lieft sich geradezu wie ein Märchen und trägt doch den Stempel lauterster Wahrheit. Ein Genie der Liebe war diese Frau zeit ihres Lebens. Die Originalität ihrer unverbildeten Persönlichkeit wirkt auch auf Träger bedeutender Namen, wie Bruno Wille, Ernst Häckel, Karl Hauptmann, den Maler Fidus. Auch als Erwachsene war sie vom Schicksal ausersehen, Leid der anderen zu tragen. Märchenhaftes, Visionäres streift dabei immer den Saum ihres Erlebens. Ihre beiden Bücher (insbesondere der erste Band) bilden ein menschliches Dokument von bleibendem Wert.

Verwandt nur in der unliterarischen Naivität der Darstellung, aber aus völlig anderem Lebensgefühl herausgewachsen sind Olga Heydecker-Langers Memoiren: „Lebensreise im Komödiantenwagen“. Frisch und temperamentvoll erzählt hier eine Schauspielerin ihr Leben, nicht immer ohne Kulissenklatsch und Allzupersonliches, aber immer wieder entwaffnend durch ihre ungeschminkte Ehrlichkeit. Der „Schmierer“-Atmosphäre entstammend, geht sie natürlich selbst auch zum Theater, erlebt gierig und viel, verschwendet heute als gefeierte „Prominente“ eines Hoftheaters, zieht morgen Bettelarm mit einer Wandertruppe, schliddert in eine unglückliche Ehe hinein — ein Auf und Ab, das romanhaft anmutet und doch freudvoll-leidvolle Wirklichkeit ist. Und man gönnt's ihr, wenn sie das Glück schließlich doch noch beim Zipfel packt! Die seltsam bezaubernde und entzaubernde Welt der Schminke und der Kulissen, die keinen mehr losläßt, der ihr einmal verfallen, ersteht überaus anschaulich vor uns, und wer das Buch begonnen, kommt nicht sogleich wieder los. Immer echt und ursprünglich, nötigt diese schonungslose, mit soviel feinem und auch schnoddrigem Humor gewürzte Lebensbeichte jedenfalls allerhand Respekt vor der Trägerin solcher Schicksale ab.



Der Roland vor dem Bremer Rathaus.



Bremer Rathaussaal.

Mit der Lehrwerkstatt der Dortmunder Union zur Nordsee.

Von Vorarbeiter Richard Groening, Dortmund.

Jugendpflege bedeutet Volksgeundheit. Die Auswertung dieser Erkenntnis ist heute nicht mehr, wie man allgemein anzunehmen pflegt, lediglich eine Angelegenheit der sporttreibenden Verbände.

Die Industrie, von der Notwendigkeit der körperlichen und seelischen Erziehung der gesamten deutschen Jugend überzeugt, hat die ihr zufallende Sonderaufgabe, die Erziehung der Industriejugend, aufgegriffen und mit der ihr eigenen Methode durchgeführt. Im Laufe weniger Jahre hat die „Werksportbewegung“ eine solche Ausdehnung angenommen, daß die eigentlichen Sportvereine in mißverständlicher Erkennung der gemeinsamen Ziele darin schon eine Gefährdung ihres Wirkungsgebietes ersehen.

Unseres Erachtens durchaus mit Unrecht, denn der Grundgedanke der gesamten Werksportbewegung beruht in dem wachsenden Gefühl der Verantwortlichkeit für die Industriejugend über die Arbeitszeit hinaus und in dem Wunsche, das Gefühl der Werksverbundenheit planmäßig zu stärken. Daher sind auch die Ziele der Werksportbewegung viel weiter gesteckt als die durch die Verbandsaufzugen umrissenen, verhältnismäßig engbegrenzten Ziele irgendeines sportlichen Vereins, dem es in den meisten Fällen um Spitzenleistungen zu tun ist.

Über der Arbeit der Werksportvereine stehen zwei Leitsätze. Einmal:

„Sport und Leibesübungen um der körperlichen Erziehung aller willen“
und zum andern:

„Die Liebe zur Heimat und darüber hinaus zum Vaterlande muß eine wertlose Geste bleiben, solange man das, was man lieben soll, nicht kennt. Darum hinaus mit den Jungleuten aus Hütte und Schacht, aus Kesselschmiede und Walzwerk zu seintäglicher Wanderungen in die benachbarten Gauen und zu einer alljährlich zehn- bis vierzehntägigen großen Fahrt, die weit über die Grenzpfähle der engeren Heimat hinausführt!“

So wächst allmählich ein neues Geschlecht heran, das mit offenen Augen durch die deutschen Lande zieht und sich aus eigener Anschauung ein Urteil über Land und Leute, über Wirtschaft und Industrie, über die Kulturschätze des alten und den überall mächtig pulsierenden Lebenswillen des neuen Deutschlands bildet. Und wer sehr viel Glück hat, macht sogar auf dem Ferienschip „Glückauf“, das der deutschen werktätigen Jugend vom Frühjahr bis in den Winter hinein zu Ostseefahrten zur Verfügung steht, eine richtige Auslandsreise.

Die Schriftleitung.

Der Ranzen war gepackt. Nun war der Tag, der durch soviel Hoffen und Vorfreude ganz dumm und manchen auch ganz närrisch vor Glück machte, gekommen. Eltern und Geschwister hatten Teil an unserer Freude. Ein letztes Hände-

drücken. Alle guten Wünsche begleiteten uns auf unserer nächtlichen Fahrt gen Norden.

Der neue Tag, die aufgehende Sonne grüßten unsere Schar im Ferienland.



Aus: Hielscher, „Deutschland“.

Und in dieser urwüchsigen Schönheit ein Teich, so verträumt, so still...

Wir standen in Jahrhunderte alten Handelshäusern „königlicher“ Kaufherren. Wir weilten in Museen, deren Bildwerke viele von uns zum erstenmal in ehrfürchtiger Verwunderung vor dem rastlosen Schaffen des an seine Sendung glaubenden Künstlers schweigen hießen.

So sahen wir Bremen, die Freie Reichs- und Hansestadt.

Und weiter trug uns Schusters Rappen durch Städte voll Sonne und Glanz, durch Dörfchen voll heimelnden Friedens, durch Wälder voll Vogelfang und Wildschrei und der Falter gaukelnde Sonnen.

So kamen wir zur Hauptstadt der Gärtner — nein — der Hauptstadt in Gärten — Oldenburg. Hier sahen wir, daß gewerbliches Streben und moderne städtische Entwicklung gut denkbar sind ohne Grau in Grau. Gartenbaukunst hat in Oldenburg eine Stätte geschaffen, die jeder, der Nordwestdeutschland kennen will, gesehen haben muß.

Am Morgen trug uns die Bahn durch üppige Weiden mit starken, schwarz-weißen Rindern, durch reiche, wogende Felder, in deren Ahrengold, binsen- und moosgedeckt, das niedersächsische Gehöft sich breitet. Und näher der schnaufenden, zischenden Bahn drängte sich durch Felder und Wälder der Garten mit seiner reichen Commerzflora. Uns schien es, wie wenn Blüten und Sonne dem Ruß und Rauch hier endgültig Halt sagten.

Wir stiegen aus, hier wollten wir rasten.

Die Straßen sind Laubengänge, so schlingen alte, knorrige Bäume ihre reichen Kronen ineinander.

Ein freundlicher, starker Menschenschlag, Tagelöhner und Landwirt gleich gerade und vornehm in Haltung und Bewegung, grüßt uns.

Rastede. Was lag näher, als in diesem Frieden eine Stunde zu verweilen, der mit seinem Namen — Raststätte — geradezu zum Ausruhen aufforderte! Lautlos schmiegt sich der Fuß im weiten Rasteder Park dem Boden an. Wir sind ganz fluge.

Noch ist es nicht Herbst: hier herbstet es später als bei uns, und doch in wievielerlei Farbentönen und Schattierungen des Grüns präsentiert sich uns der Park! Rosen nicken uns grüßend zu. Das Rosenbeet, das in seiner Farbensinfonie fein abgestimmt ist mit der Seide der Sesselfchen und dem Mosaik der Empfangshalle, fordert unsere Beachtung.

Schönheitstrunken drängen wir durch Rosenlaubengänge zum Sonnenspiegel, dem Teich.

Wie schöne Gedanken ruhen weißblättrige Wasserrosen auf dem klaren, blauen Wasserspiegel, durch den gravitatisch ein Schwan seinen Weg zieht, während drüben, im Schilf, die Wildente, possierlich schaukelnd, gründelt.

Ein Laubengang von Koniferen nimmt uns auf. Lautlos, zu zweien, wandeln wir den Weg, der wieder und wieder zur Rast uns lädt in lauschigen Winkeln, Nischen und Lauben und uns nicht loslassen will...

Wieder führt die Bahn uns weiter. Um die Mittagszeit klingt unser Gleichschritt durch das norddeutsche Industriestädtchen Varel. Der pausend ruhenden Arbeiterschaft schallt aus jugendfrischer Brust: „Das Wandern bringt groß' Freud“ entgegen. Kaum liegt das Städtchen hinter uns, da entlädt sich ein Gewitterschauer. Ehe ein Haus sich öffnet, sind wir naß. Wir teilen Kleidung an allzu dürrtüg gekleidete Jungen, dann tritt die Gruppe dichter zusammen. „Weiter!“ ist die Losung. „Wir sind jung, und das ist schön“ schallt es in den Sturm und Gewitterregen hinaus. Die Erde bebt. Die Pappeln schluchzen, und der Sturm geigt in den Hochspannungs- und Telegraphenleitungen schaurige Weisen. Wir stampfen unentwegt vergnügt weiter: „... Regen — Wind, wir lachen drüber.“ Als uns der Wald umfängt, blaut der Himmel auf, und in ungezählten Regentropfen glüht der Sonnenstrahl wider.

Nach dem Schauer ist der Wald erquickend frisch geworden. Ein Wald, wie wir ihn, knorrig verastelt und wurzelnd, aus

den Gemälden Moritz von Schwind's kennen. Und in dieser urwüchsigten Schönheit ein Teich, so verträumt, so still, so schön, wie ein Märchen.

Weiter geht es, weiter durch den unermesslichen Wald.

Wo hatte man von diesem endlosen, urwüchsigten Wald gehört? Du armes Schulbüchermännchen! Ja selbst der „Kleine Seidling“ versagt gänzlich; was erzählt uns der von Norddeutschland? — Ein Unterholz so dicht und hoch wie unsere Wälder, und dann die wuchtigen Eichen.

Ein Knistern und Brechen geht — Vogelstimmen erschrecken uns, nur die unzähligen, mannigfaltig farbigen Falter nehmen uns mit ihrem Sonnenspiel das Gruseln.

Heidekraut säumt die Wege.

Das trauliche Städtchen Neuenburg nimmt uns auf. Gute Menschen und dazu ein künstlerisch fleißiger Bürgerstamm; sahen wir doch auf unserem Wege so manch künstlerisches Meisterstück, das gewiß in späterer Zeit seinen Platz in Schlössern oder Domen finden wird. Eine hohe Volkskunst, aber nicht zuletzt wahres künstlerisches Streben fanden wir in diesem stillen Städtchen.

Hier weilen, sich erholen und bilden — es lohnt sich!

Wieder schloß der Wald uns ein. Ein Moosteppich, der nach jedem Schritt sich wieder hebt, wird von blühender Heide begrenzt. Der Teppich ist auch unser Weg, als uns der Lannen Schatten umfängt.

Unvergesslich bleibt uns die Stunde, wo wir durch die Heide, durch das Moor schritten, wo wir sahen, wie ein Trupp von Gefangenen, fern der menschlichen Gesellschaft, das Moor rodete und kultivierte, und wo jeder einzelne seine Schuld abtrug durch eine wertschaffende Arbeit.

Soweit das Auge reicht, ja noch weiter, als der Horizont begrenzt, sind fruchtbare Äcker, gute Weiden entstanden und außerdem ein Großkraftwerk, das den Norden mit elektrischer Energie versorgt. Wismoor, so wirkst du zum Segen der Menschheit!

Als die Sonne sank, schritten wir auf Marx zu. Flammrot leuchtete die Blut in den Fenstern der Häuschen. Die Hecken, die Bäume, die Felder und die Heide, ja selbst die Menschen glühten im Widerschein des Abendrots. Ein traumhaftes Klängen schwang über der Heide von dem geschäftigen Treiben der Bienen, und weit hinter uns klang als Echo der Gang einer Kindergruppe. Wir standen schauend — lauschend. Jrgendwo aus dem Moor stieg im feinsten Violett des Abendhimmels eine seidenschillernde Rauchfahne — wir schauten, lauschten . . . „Gedanken gehn und Lieder fort bis ins Himmelreich.“ — „Heimatzauber“, unser diesmaliges Nachtquartier, entbot uns den Willkommensgruß.

Spiel und Sport füllten den nächsten Morgen aus. Nach dem Mittagessen schnürten wir wieder den Ranzen, und, wie zum Empfang, so viel Kinderhändchen, so viel braune, schwarze und blonde Köpfechen und so viel blaue, braune und schwarze Kinderaugen, daß einem das Herz fast weich wurde, grüßten wieder — aber dieses Mal zum Abschied. Ja, es war ein Stück Heimat da oben im Walde, was wir verließen. „Heimatzauber“ — Frau Lucht, das danken wir Ihnen!

Auf einem Bauernwäglein, von zwei flinken Pferden gezogen, rollten wir durch den Wald nach Neuenburg zur Bahn, die uns nach Wilhelmshaven entführte. Mit fröhlichem Sang ging es durch die grüne Stadt zum Dampfer

„Stadt Rüstringen“, und bald ging es hinaus auf die See. Mit stillem Bangen — aber die Schar hielt sich tapfer — kamen wir nach Wangerooge.

Ei, ging da ein Lüftchen! Das Baden in der See war eine Lust; dann füllten Spiele am Strand, Suchen von Seesternen und allerlei Getier die Tage. Von freudigem Hoffen erwartet, dämmerte dann der Sonntagmorgen, an dem wir das äußerste Ziel unserer Wanderung, das schöne Felsenland Helgoland, erreichen sollten. Und dann, nach stundenlanger Dampferfahrt, wuchsen plötzlich unwirklich wirklich die roten Felsen aus dem Meere auf.

Ein jahrmärktähnliches Treiben empfing uns. Erst im Oberland war in den heimelnden Gäßchen und Winkeln trauliches Ruhen und Besinnen.

Schon kurz nach dem Mittagessen heulten die Schiffs sirenen, ihre Schutzbefohlenen an Bord zurückrufend.

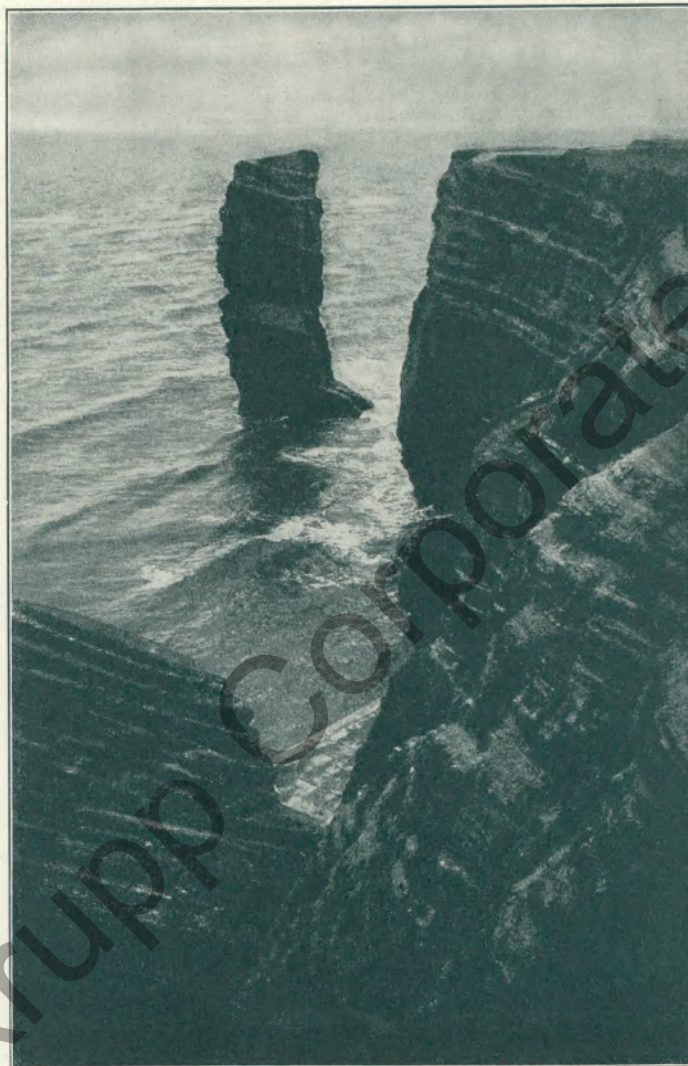
Wieder trug uns eins der flotten Motorboote zu unserm Dampfer zurück, wo wir uns bald wieder wohnlich eingerichtet hatten. Wir lebten in beschaulicher Ruhe der schönen Stunden. Langsam verschwand einer nach dem anderen der fünf Seebädere-

dampfer aus unseren Augen, die wir im Sonnenglanz vor Helgoland getroffen. Nach einer Stunde auch das ehemalige deutsche Bollwerk, das uns siech und wund in seinem rotweißen Massiv erschien.

Als der Abend dämmerte, saß die Gruppe als Singkreis zusammen, und unsere Lieder, wie wir sie am Abend nach des Tages Arbeit üben und singen, klangen zur Abendfeier voll Jugendgeist und Jugendfreude über das im letzten Abendsonnenstrahl schimmernde Meer.

Aus den Schatten wuchs die Nacht. Mit den Lichtern an Bord erwachten auf Bojen, Feuerschiffen und Molen Lichter in farbenfrohem Schein.

Die Jugendherberge lag im tiefsten Schlummer. Wir mußten das Herbergsväterchen aus dem Schläfe bimmeln.



Aus: Hielscher, „Deutschland“.

Und dann wuchsen die roten Felsen aus dem Meere auf. Wismoor, so wirkst du zum

Erst knurrend und brummend, vervollständigte sich doch bald sein Wortschatz so weit, daß sich mit ihm ganz vernünftig reden ließ. Das Gepäck war bald verstaut, eine gründliche Waschung wurde gemacht, und dann ging es in die Betten.

Als die ersten Werft- und Schiffssirenen den Choral der Arbeit in den jungen Tag über die See und ins Land hinübersangen, da reckten wir erwachend die Arme aus den warmen Decken, dem Sonnenstrahl entgegen. Gewaschen, gestriegelt und gebürstet, saßen wir um acht Uhr beim Frühstück. Alles, was das Herz begehrte, war auf dem Tisch.

Unser erster Besuch in Wilhelmshaven galt der Marinegedächtniskirche, bei deren Küster wir um neun Uhr anklopften.

Das Kirchlein hatte seine Türen schon geöffnet. Wer kann die Glut und das Frieren definieren, das diese Kirche deutscher Frömmigkeit in uns auslöste? War es die Trauer um die Legion der Besten, die scheinbar umsonst gelitten und gefallen? War es die Freude um die Kraft des Glaubens an deutsches Recht und deutsche Kameradschaft? War es der Stolz um das Heer von Männern, die getreu bis in den Tod gehofft, geglaubt und gestanden hatten?

Es war eine mannhaft harte Predigt, der wir lauschten, unter den unbefiegten Fahnen und Hoheitszeichen der früheren kaiserlichen Marine.

Zum Ehrenhain lenkten wir unseren Schritt. Durch das kleine Wäldchen gelangten wir in den gartenarchitektonisch stimmungsvoll gestalteten Park. Über uns die Sonne am tiefblauen Himmel, um uns nur Blüten und Licht. Lautlos öffnen sich schwere schmiedeeiserne Tore. Eigenartig das Licht. Die Blicke senken sich. Der Weg weißer Sand; kein Blättchen, kein Halmchen hat sich auf ihn verirrt. Kein Blättchen ruht auf dem Rasen. Auf dem Friedhof herrscht peinlichste Ordnung. Und nun schauen wir unter Bäumen im Hintergrund in Licht und Blüten die Grabstätte der unbefiegten Mannen der Marine. Eine gleiche Blütendecke hüllt die Grabfelder ein, wo ganz niedere, aber harmonisch schön geschnittene Kreuze die Namen der Ruhenden melden. Hohe Hecken rahmen das Ganze. Hatten wir schon auf unseren Wanderungen die Schönheit des Remscheider Ehrenhains kennen und schätzen gelernt, so hat Wilhelmshaven in der Tat praktische Heldenehrung geschaffen, die in ihrer Schönheit mit an erster Stelle im Reich genannt werden muß.

Von dem trauernden und doch stolzen Gedenken an das Gestern wandte sich der Blick dem Heute zu, von dem uns die Werft kündete.

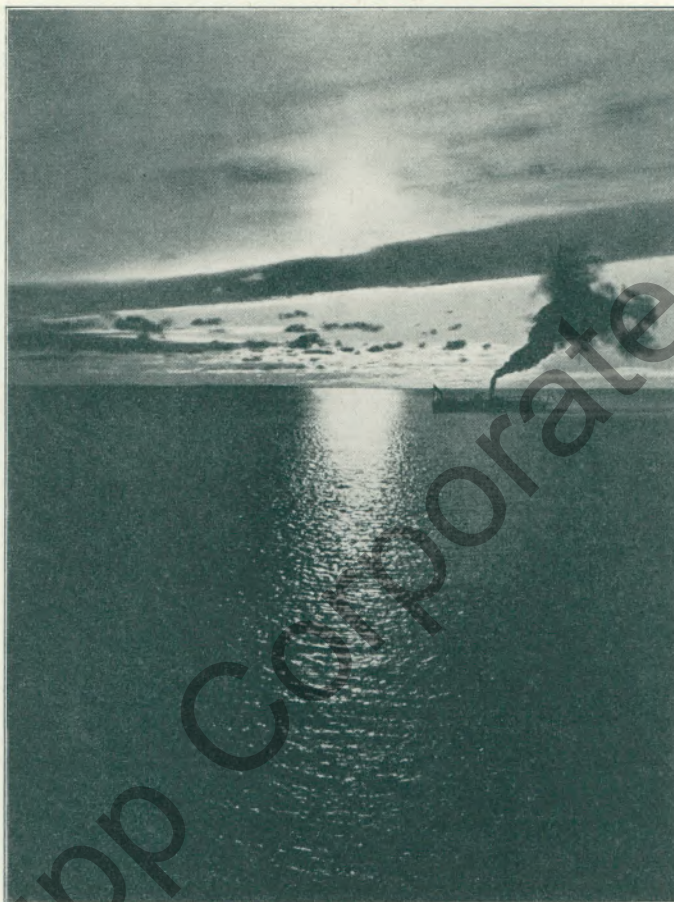
Jetzt waren wir in unserem Element. Bei dem Gang durch die Werksäle schauten wir nicht nur den vorbildlichen, gepflegten Maschinenpark mit der modernsten Fabrikation, sondern auch handwerklichen Fleiß, praktisches Können und volle geistige Konzentration.

Die Belegschaft ist zusammen geschmolzen, aber alle Altersklassen sind vertreten. Die Docks stehen leer und verlassen. Ein glückliches Treffen war es, daß wir an den Werftmolen das technische Wunder sehen konnten. Das Fernlenkzielschiff „Bähringen“ sahen wir, wie es von dem Kaliberschießen vor dem Reichspräsidenten zurückgekommen war.

Unsere Studienferienfahrt neigte sich ihrem Ende zu. Mit reichen, frohen Erinnerungen zogen wir heimwärts.

Dankbar wollen wir unsere Freude mit unserem Schaffen und Streben in Werkstatt und Schule hineinragen, um die Kameraden mitzuziehen zum freudigen Eingehen in

Dienst und Pflicht, um auch sie teilnehmen zu lassen an den Sonnentagen der alljährlichen Ferienwanderung.



... Unsere Lieder klingen über das im letzten Abendsonnenstrahl schimmernde Meer.

Die Jugend von heute schwärmt so gut, wie ihre schon bejahrten Lehrer das einst taten, aber sie schwärmt nicht für das, was wir ihnen als „alte Ideale“ aufstischen. Sie hat ihre neuen, zukunftsreichen Ideale, die sich zusammenfassen lassen in dem einen Worte: „Deutschland, Deutschland über alles!“

Ludwig Gurlitt.

Heimat! Dieses wundersame Wort gehört uns Deutschen ganz allein, ist eine Perle in dem reichen Wortschatze unserer Sprache, die so herrlich zu malen weiß, die mit allen Wurzeln aus deutscher Erde heraufgesprossen ist, aus der es uns heraufklingt wie Abendsäuseln und dann wieder wie einherbrausendes Sturmeswetter. Kein Volk der Erde besitzt ein gleiches Wort, es ahnt aber auch nicht, was aus ihm für das deutsche Gemüt hindurchzittert. Alle versonnene Innigkeit, die ganze Verträumtheit unseres eigensten Wesens, das Bodenständige, die heiße Liebe zu der Scholle, die uns geboren, dies alles flutet in diesem kleinen Worte zusammen: Heimat! Jauchzen und Wehmut, Mutterliebe und verhallendes Abendgeläut, so umweht es uns, wenn dieses Wort an unser Ohr schlägt.

August Trinius.

Die Intelligenz als Vererbungsfaktor.

Interessante neue Forschungsgebiete.

Ungeachtet der großen Bedeutung, die heute im Berufsleben die geistigen Fähigkeiten spielen, sei in unserem Zeitalter der psychotechnischen Eignungsprüfungen einmal auf verschiedene neue Arbeiten auf dem Gebiete der Vererbungsforschung hingewiesen, die einen hochinteressanten Einblick in das sehr schwierige wissenschaftliche Problem der Intelligenzvererbung gewähren. Bei den nach dieser Richtung hin in der letzten Zeit angestellten größeren Untersuchungen wurde als Grundlage die sogenannte „Schulbildung“ verwendet. Wenn freilich auch das Schulzeugnis kein unbedingt verlässliches Kriterium für die Intelligenz abgibt, so lassen die Leistungen, die in der Schule im Lesen, Schreiben und Rechnen erzielt wurden, im großen und ganzen doch brauchbare Schlüsse auf die Vererbung zu.

Der bekannte Vererbungstheoretiker Prof. Dr. Pütter berichtet über Untersuchungen, die sich auf 1123 Personen aus der Generation der Großeltern, 2572 aus der der Eltern und 3952 aus der der Kinder erstrecken. Die Vergleichung der Schulzeugnisse bei dieser an sich noch nicht sehr großen Anzahl von Studienobjekten ergab eine weitgehende Bestätigung der von Mendel aufgestellten Vererbungsgeetze. Nach diesen vererben sich ja nicht nur die in den Eltern zutage getretenen Eigenschaften, sondern auch die in ihnen schlummernden der Großeltern auf die Kinder; es tritt in der ersten Generation eine Mischung der Merkmale auf, in der zweiten eine Aufspaltung. Wie rote und weiße Blüten, miteinander gekreuzt, erst rosa, in der Folge aber wiederum weiße und rote Blüten ergeben, so mischen sich auch die geistigen Eigenschaften: Haben beide Eltern gute Schulleistungen aufzuweisen, so trifft dies auch bei 75 % der Kinder zu. Sind beide Eltern in der Schule schlecht gewesen, so brachten drei Viertel der Schulkinder gleichfalls ungenügende Zeugnisse nach Hause. War aber von dem Elternpaar der eine Teil begabt, der andere Teil unbegabt gewesen, so hatten die Kleinen nicht etwa mittelgute Zeugnisse, sondern zur Hälfte gute, zur Hälfte schlechte Leistungen aufzuweisen. Die Intelligenz der Kinder richtet sich also genau nach der des einen Elternteiles.

Der Vererbungsforscher Dr. Peters hat weiterhin bei 1000 Kindern die Vererbung des Verstandes nach Geschlechtern gesondert beobachtet und hierbei festgestellt, daß im wesentlichen die Töchter den Müttern mehr nachgeraten als die Söhne den Vätern. Mütter und Töchter haben fast immer gleiche Zeugnisse, und auch zwischen Müttern und Söhnen besteht viel Ähnlichkeit; zwischen Vätern und Söhnen dagegen beinahe nie. Auch die Männer verdanken ihre Schulweisheit somit ihren Müttern. Seinen Verstand hat der kluge Mann fast immer von der Mutter, selbst wenn diese keinen hatte. So paradox dies klingt, so mag hier zur Erklärung nur kurz darauf hingewiesen werden, daß sich Eigenschaften vererben lassen, die man gar nicht hat oder doch wenigstens scheinbar nicht hat, weil sie niemals in Erscheinung getreten sind. Eine Frau kann somit Geistesgaben haben, die infolge äußerer Umstände im Leben verborgen blieben; dieser latente Verstand kommt aber dann bei ihren Söhnen ans Licht. Der biologische Erbschatz der Mutter entscheidet somit darüber, was Geisteskind man wird, während man vom Vater nur die äußeren Attribute, des Lebens ernstes Führen, den Willen und den Fleiß ererbt.

Dr. Roland Schupp, München.

Phantastische amerikanische und japanische Baupläne.

In Amerika „fensterlose Wolkenkratzer“,
in Japan „Tiefkrieger“!

Wie „rückständig“ wir in Deutschland und Europa gegenüber den Fortschritten auf bautechnischem Gebiet in der Neuen Welt und im Land der aufgehenden Sonne sind, geht am besten daraus hervor, daß man in Amerika neuerdings ernstlich die Errichtung von „fensterlosen Wolkenkratzern“ und in Japan den Bau von „Tiefkratzern“ plant.

Aus Amerika kommt die Meldung, daß eine Reihe namhafter Architekten und Bauingenieure für die Errichtung von fensterlosen Wolkenkratzern in Newyork eintritt, die den bisher erbauten Wolkenkratzern an Größe nicht nachstehen sollen. Dieser Wandel in den Bauanschauungen Amerikas ist darauf zurückzuführen, daß Newyork in jedem Jahr sehr schwer unter der sommerlichen Hitze zu leiden hat, die das Geschäftsleben sehr stört, und die sich in den Wolkenkratzern besonders unangenehm fühlbar macht. Da während der ständig auftretenden Hitzewellen die kühlfsten Orte die Lichtspieltheater sind, die völlig in sich abgeschlossene fensterlose Räume bilden, sind einige Architekten auf den Gedanken gekommen, dieselben Vorteile auch den Büro- und Geschäftsräumen zu-

kommen zu lassen und dadurch für die Hitzezeit erleichterte Arbeitsbedingungen zu schaffen. Was die Lösung der Beleuchtungs- und Lüftungsfrage betrifft, so wird von den Verfechtern dieses Bauplanes darauf hingewiesen, daß die Technik und Wissenschaft heute bereits die erforderlichen Hilfsmittel besitzen, um dem Menschen einerseits ein vorzügliches und gesundheitlich einwandfreies künstliches Licht zu geben und andererseits auch durch entsprechende Ventilationsanlagen genügend frische, gekühlte Luft zuzuführen. Die Architekten folgern daraus, daß der Einbau von Fenstern völlig überflüssig ist. Zur Rechtfertigung ihrer Anschauung weisen die Vertreter der neuen Baurichtung auf die in den heißen Zonen des Mittelmeeres vorherrschende gleichfalls fensterlose Bauweise hin, die kein Ergebnis zufälliger Schöpferlaune, sondern in jeder Weise wohlbedacht ist. Als nicht unwesentlich wird ferner bezeichnet, daß die Baukosten für den fensterlosen Wolkenkratzer erheblich geringer sind als bei der bisherigen Bauweise, da der Einbau von Fenstern teurer zu stehen kommt als die Ausführung glatter Wände. Bezüglich der Mehrkosten für die Einrichtung von Lüftungs-, Kühl- und Beleuchtungsanlagen sind die Bauingenieure der Ansicht, daß diese durch die Möglichkeit erhöhter Arbeitsleistung in der Zeit der Hitzeperioden mehr als ausgeglichen werden.

Eine interessante Gegenüberstellung hierzu bildet andererseits die Meldung, daß man in Japan sich mit dem Gedanken der Errichtung von sogenannten „Tiefhäusern“, d. h. Häusern, die statt in die Luft in die Erde hineingebaut werden, trägt. Diese für europäische Begriffe eigenartig anmutende Bauweise ist darauf zurückzuführen, daß sich die japanischen Architekten seit langer Zeit bemühen, eine Bauweise ausfindig zu machen, die als absolut erdbebensicher angesprochen werden kann. Eine der größten Lokoster Baufirmen ist mit Plänen an die Öffentlichkeit getreten, im Zentrum von Tokio ein großes Kontortiefhaus, einen „Tiefkratzer“, zu errichten. Das neue Tiefhaus soll im ganzen 35 Stockwerke erhalten, von denen 34 unter der Erde liegen werden. Der Bau wird in Eisenbeton ausgeführt werden, das Rahmenwerk wird aus Stahl bestehen. In der Mitte des „Tiefkratzers“ ist ein großer Schacht von 75 Fuß Durchmesser vorgesehen, der bis zum tiefsten Stockwerk geführt werden soll. Im Gegensatz zu den amerikanischen Bauplänen ist hier somit eine Beleuchtung der Räume mit Tageslicht beabsichtigt. Dieser Schacht soll gleichzeitig der Beleuchtung und der Lüftung dienen. Die Frischluftzuführung wird durch eine besondere Ventilationsanlage geregelt. Außerdem wird durch ein besonderes Beleuchtungssystem für eine ausreichende künstliche Belichtung gesorgt.

Dr. C. M.

Theorie und Praxis der Weltraumfahrt.

Man hört jetzt wieder viel von bevorstehenden Flügen in den Weltraum, bescheidener ausgedrückt: in die Stratosphäre, und zwar nicht nur zur Erforschung jener Schichten „über allen Gipfeln“ der Wolken, wo Ruhe ist, sondern gleich als Verkehrsproblem.

Die Wissenschaft gliedert die unsere Erde umgebende Lufthülle — die Atmosphäre — in die Troposphäre und die Stratosphäre. Die Troposphäre, d. h. die Grenze, bis zu der es Wolken und Feuchtigkeit gibt, reicht in unseren Breiten bis etwa 10 km Höhe, jenseits welcher die Temperatur mit etwa —54 bis 55 Grad ziemlich konstant bleibt oder, sagen wir, konstant zu bleiben scheint, denn all unser Wissen ist Stückwerk. Vieles spricht nämlich dafür, daß die Temperatur in großen Höhen den absoluten Nullpunkt, d. i. —273 Grad, erreicht, der den Bewegungen der Moleküle eine Grenze setzt.

Die Troposphäre kann nach Luftgewicht, Luftdichte, Luftdruck, Temperatur und Feuchtigkeitsgehalt ziemlich als erforscht gelten. Schon 1902 bis 1907 sind nicht weniger als 380 Aufstiege unbemannter Registrierballons bis zu 16 km Höhe erfolgt, und schon 1901 ist ein bemannter Ballon (Person und Cüring) von Berlin aus bis zu 10,5 km aufgestiegen, wo der Luftdruck und der absolute Sauerstoffgehalt in der Raumeinheit nur noch 28 % desjenigen auf dem Meerespiegel betragen, dieser relativ allerdings nach wie vor 21 % des als Luft bezeichneten Gasgemenges.

Im Gegensatz zur Troposphäre sind die darüberliegenden wolkenlosen Luftschichten, d. h. die Stratosphäre, noch wenig erforscht. Immerhin ist schon 1908 ein Registrierballon von Brüssel bis beinahe 30 km Höhe gestiegen, und ein im Dezember 1912 von Professor Gamba von der Sternwarte Pavia aufgelaßener hat sogar 37 km Höhe erreicht.

Es liegt nahe, zu fragen: Wie hoch fliegen unsere Artilleriegeschosse? Im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts wurde eine Kruppsche 24-cm-Kanone genannt, die bei 44 Grad Erhebungswinkel eine Schußweite von 20 220 m und dabei eine Scheitelhöhe von 6540 m erreichte. Erst bei Beginn des Weltkrieges gelang es, Schußweiten von rund

30 km zu erreichen, die eine Scheitelhöhe der Flugbahn von etwa 10 km bedangen. Damit war man an der Grenze der Troposphäre angelangt. Als man nun zur Erreichung noch größerer Tragweiten durch Verlängerung der Geschützrohre, Vergrößerung der Pulverladung und günstigere Gestaltung der Form der Geschosse deren Anfangsgeschwindigkeit immer mehr steigerte, trat die unerwartete Erscheinung auf, daß die größte Schußweite nicht mehr bei 44 bis 46 Grad lag, sondern entgegen allen bisherigen ballistischen Lehren erst zwischen 50 und 55 Grad Erhöhungswinkel. Es ist noch erinnerlich, daß der Schrecken der Pariser, das deutsche Ferngeschütz, die französische Hauptstadt auf mehr denn 120 km Entfernung beschossen hat. Weniger bekannt dürfte es aber sein, daß im Scheitelpunkt der Flugbahn die Geschosse eine Höhe von etwa 42 km² erreichten, und daß gerade die Luftarmen und feuchtigkeitslosen Schicht der Stratosphäre es waren, die die große Schußweite und Flughöhe ermöglichten.

Denkt man sich nun eine solche Kanone senkrecht gestellt, so läßt sich die Flughöhe des Geschosses auf etwa das Anderthalbfache jener Scheitelhöhe, also auf etwa 63 km, errechnen, wo der Luftdruck höchstens noch dem 7600. Teil des Luftdruckes auf dem Meerespiegel entspricht. Das Geschöß dieser Kanone eine Anfangsgeschwindigkeit von 1500 m/Sec. gehabt haben, im Fliegerdeutsch also 5400 km in der Stunde. Um nicht mehr zur Erde zurückzukehren, müßte die Fluggeschwindigkeit des Geschosses aber mindestens 11 050 m/Sec. (rund 40 000 km in der Stunde) betragen! Von der Möglichkeit, Gegenständliches ins Weltall zu senden, ist man also noch recht weit entfernt.

Nun noch ein Wort über die den Schieß- und Sprengstoffen innewohnende Energie, oder Arbeitsleistung, von der man sich im Zusammenhang mit jenen „Weltenraumflügen“ wieder Wunderdinge verspricht. Diese Arbeitsleistung läßt sich (in m/kg) ermitteln, indem man die bei der Explosion frei werdenden Wärmemengen mit 427, dem mechanischen Wärmeäquivalent, multipliziert. Diese Wärmemenge ist aber überraschenderweise bei Schieß- und Sprengstoffen erheblich geringer als bei gleichen Gewichten anderer als Triebmittel verwendeter Stoffe.

Es liefern nämlich an Kalorien je Kilogramm:

Petroleum	12 000
Einkohle	7 000
Stärkstes Dynamit	1 290
Schwarzpulver	680

Hieraus erklärt sich zwanglos, daß alle Versuche, Sprengstoffe oder Schießstoffe als Triebmittel, in welcher Form es auch sei, zu benutzen, fehlschlagen sind und fehlschlagen müssen. Schon Horaz sagte: „Est modus in rebus“, zu deutsch: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.“

¹Luftdruck = 1 mm Quecksilbersäule gegenüber 760 mm auf dem Meerespiegel.

Dr. F. Mouths, Hamburg.

Die gewerbliche Lärmschwerhörigkeit und ihre Bekämpfung.

Wie ein Blick in die Praxis zeigt, gibt es nur wenige Industriezweige, in denen die Arbeit ohne Geräusch vor sich geht, dagegen viele, die mit so großem Lärm verknüpft sind, daß das Gehör der Arbeiter darunter leidet. Trotzdem zeigen sich nicht bei allen sogenannten Lärmarbeitern Gehörstörungen. Manche Menschen besitzen ein so widerstandsfähiges Gehörorgan, daß sie lange Zeit in einem sehr lauten Betrieb arbeiten können, ohne daß sich Ohrbeschwerden einstellen bzw. ein Nachlassen des Gehörs eintritt. Aber der Prozentsatz derart widerstandsfähiger Arbeiter ist nicht allzu groß.

Durch die jüngsten Untersuchungen auf diesem Gebiete ist einwandfrei festgestellt worden, daß in den sogenannten Lärmbetrieben die Abnahme des Gehörs in einem geraden Verhältnis zu der Anzahl der Arbeitsjahre steht. Diese Gehörabnahme braucht den beteiligten Arbeiter nicht immer bekannt zu sein. Neben der Schwerhörigkeit stellen sich bei manchen Lärmarbeitern andere Beschwerden, wie Ohrensausen, Kopfschmerz und Schwindel, ein. Die Fälle sind nicht selten, daß Schwerhörige entlassen werden müssen, weil die Betriebssicherheit durch sie leidet. Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, daß ein Berufswechsel für den Schwerhörigen ganz besonders schwierig ist.

Angeichts dieser schweren Schädigungsmöglichkeiten, die der Arbeitnehmerschaft drohen, trifft die Deutsche Gesellschaft für Gewerbehygiene seit längerer Zeit Vorbereitungen zur Bekämpfung der gewerblichen Lärmschwerhörigkeit.

Wenn die Bekämpfung der Lärmschwerhörigkeit auch erst in den Anfängen steht, so haben die letzten Jahre auf diesem Gebiet doch einige beachtliche Fortschritte gebracht. Um die Stärke des Lärms messen zu können, hat Professor Barkhausen, Dresden, einen sog. Geräuschmesser erfunden, der bereits gute Resultate gezeitigt hat. Mit Hilfe dieses Instrumentes ist es heute bereits möglich, die Betriebe nach der Stärke des Arbeitslärms zu gliedern und abzustufen. Sehr interessante Untersuchungen hat weiterhin Sanitätsrat Dr. Penfer, Berlin, unternommen. An Hand eines fein erdachten neuen Verfahrens hat Dr. Penfer in Gemeinschaft mit dem Ingenieur Gebhardt geprüft, wie weit man durch Verstopfung des Ohres mit Watte, Wachs und anderen Mitteln den Lärmeindruck vermindern kann. Professor Barkhausen mißt nämlich an seinem Apparat mit einem Hörmaß, das er Phon nennt. In der Kesselnieterei hat Professor Barkhausen beispielsweise eine Lärmstärke von

13 bis 15 Phon gemessen. Durch Watte allein kann man, wie die Penfer'schen Versuche ergeben haben, den Lärm nur um ein Phon herabsetzen, durch eingefettete Gaze um bis zu 3 Phon usw.

Aufbauend auf diese Untersuchungen hat nunmehr die Deutsche Gesellschaft für Gewerbehygiene einen Ausschuß zur Bekämpfung gewerblicher Lärmschwerhörigkeit gegründet, dessen organisatorische Vorarbeiten demnächst beendet sein werden. Der Ausschuß beabsichtigt die Herausgabe eines Merkblattes für lärmgefährdete Arbeiter und weiterhin die Abhaltung von Aufklärungsvorträgen für Betriebsärzte, Ingenieure, Werkleiter, Gewerbeaufsichtsbeamte usw. Neben geeigneten Vorbeugungsmaßnahmen für den Menschen ist auch die Vornahme von Untersuchungen beabsichtigt, um durch Dämpfungs- und Isolierungsvorrichtungen den Betriebslärm selbst wirksam zu bekämpfen.

Dr. R. Schupp, München.

Deutschland und die Erdbebenperiode.

Bei Betrachtung der Durchschnitte der Gesteinschichten in unseren heimatischen Gebirgen, die wir oft in Eisenbahnschnitten oder am Ufer von Flüssen sehen, wird es auffallen, wie sehr sie durch Risse und Einfränkungen aus ihrer ursprünglichen wagerechten Lage herausgebracht sind. Gewaltige Kräfte haben in der festen Erdrinde auf weite Strecken hin solche Veränderungen hervorgerufen; hierbei handelt es sich weniger um vulkanische Kräfte, da jene Schichtenstörungen ebenso fernab von erloschenen oder noch tätigen Feuerbergen zu beobachten sind. Diese durch erstaunlich weite Gebiete zu verfolgenden Umrwälzungen können auch in der festen Erdrinde nicht von so kleinen Kraftzentren ausgehen, wie es die Vulkane nun einmal sind. Es müssen sich da Kräfte geltend gemacht haben, die den ganzen Felsenpanzer unserer Erde über ihrem feurigen Innern gefaltet und zerbrochen haben. Diese Kräfte sind in der allmählichen Erkaltung unseres Planeten und seiner damit verbundenen Zusammenschrumpfung zu suchen. Die auf dem feurigen Erdkern ruhende feste Erdrinde mußte sich wie die Schale eines eintrocknenden Apfels falten und infolge ihrer geringen Elastizität in zahlreiche Stücke zerbrechen, als diese Faltung immer weiter ging. Diese schreitet jetzt noch stetig fort, und diese Schollen können unter fortwährendem Seitendruck niemals zur Ruhe kommen. Sie bewegen sich z. T. unausgesezt, aber so langsam, daß man es gar nicht wahrnimmt, seitwärts oder auf- und abwärts, z. T. rückwärts, je nachdem sie von den benachbarten Schollen in der Bewegung nicht gehindert oder zwischen diese mehr oder weniger fest eingeklinkt erscheinen. Der letzte Fall ruft oft ungeheure Spannungen hervor, die sich dann plötzlich auflösen. Auf diese Weise entstehen weitaus die meisten Erdbeben und ausnahmslos die, die sich über sehr große Gebiete erstrecken. Die unausgesezten, doch unmerklich langsame Schollenbewegung kommt aber an der Erdoberfläche am deutlichsten in der Bildung der großen Kettengebirge zum Ausdruck, wie wir sie am großartigsten in jener riesenhaften Faltungslinie vor uns haben, die sich von den Pyrenäen durch die Alpen und Karpathen bis zum Himalaja hinzieht.

Von vulkanischen Erderschütterungen hat Deutschland nur wenig oder gar nichts zu befürchten, da selbst die am längsten tätig gewesen deutschen Feuerberge, nämlich der Eifel, schon seit vorgeschichtlicher Zeit erloschen sind und somit als Nachwirkung höchstens schwache Bewegungen des Erdbodens hervorrufen können. Der Boden der deutschen Nord- und Ostseeküste fällt unter so geringer Neigung zum Meere ein, daß dort von einer stärkeren Faltung der Erdrinde gar nicht die Rede sein kann, ganz im Gegensatz zu Japan, dessen Ostküste steil zu den größten Tiefen des Weltmeeres einfällt.

Ausartende Erderschütterungen, wie sie die Rheinlande im Jahre 1222 und 1223 und Bayern 1208 erfahren haben, sind gottlob für unser Vaterland eine große Seltenheit. Die große Norddeutsche Tiefebene bleibt von fühlbaren Erderschütterungen so gut wie gänzlich verschont. Es ist das den riesenhaften Anhäufungen von losem Gebirgsschutt zu verdanken, der sich hier während der Eiszeit über dem fest anstehenden Gebirge abgelagert hat und der allen Erschütterungen des Untergrundes als Stoszdämpfer dient. Anders ist es im mittleren und südlichen Deutschland, wo das feste Felsengerüst der Erde viel mehr zutage tritt und damit auch jede Erschütterung sich deutlicher äußert.

Die die Alpen aufbauenden Gesteinschichten haben nach den Berechnungen des Wiener Geologen Hörnes einen Zusammenschub in wagerechter Richtung von nicht weniger als 120 Kilometer erfahren, so daß uns ein verhältnismäßig häufiges Erdbeben als Ausgangspunkt der Alpen nicht wundern darf. Es müssen im Gebiet der Alpen ungeheure Spannungen zwischen den einzelnen Schollen der stark gefalteten Erdrinde herrschen, die bei plötzlicher, ruckartig sich äußernder Auslösung auch auf die nach Norden und Süden an das gewaltige Gebirgsmassiv angrenzenden Schollen der Erdrinde eine Rückwirkung in der Form von Erdbeben ausüben müssen. Auf der Nordseite der Alpen ist allerdings der auf ihre Gesteinschichten ausgeübte Seitendruck von jeher ein viel schwächerer gewesen als auf der Südseite.

Es scheint, daß das Feuer der Tiefe unter dem Boden unserer deutschen Lande völlig zur Ruhe gekommen ist, und da das Emporsteigen des großen Faltungsgebietes an Deutschlands südlicher Grenze nachweislich einen immer langsameren Verlauf nimmt, kann man mit Sicherheit damit rechnen, daß die Erdbeben bei uns eher ab- als zunehmen.

Dr. H. Witt, Gelsenkirchen.



Billige, rauchlose Kohle. — Englische Kohlenverflüssigungsverfahren. — Aluminiumbekleidung. — Südamerikanischer Baumwollersatz. — Splitterloses Glas.

Aus England kommt eine Meldung, die besonders für Industrielle, aber auch für die Hausfrauen interessant sein dürfte: unter dem Namen „Carbocite“ wird eine rauchlose Kohle in den Handel gebracht, die billiger als irgendein anderer gleichartiger Brennstoff ist. Man kann sie aus Kohlenrückständen und minderwertigen Kohlen herstellen; „Carbocite“, die in Ovalform gepreßt werden, behalten ihre Form auch während des Verbrennens, d. h. sie zerfallen nicht, gestatten die Einhaltung hoher Temperaturen und sind sehr ausgiebig — sie halten die hohe Hitze bedeutend länger an als irgendeine andere Kohle. Deutschland ist auf dem Gebiete der Kohlenforschung führend, und darum ist zu hoffen, daß es auch uns bald gelingen wird, eine zumindest gleichwertige, billige Kohle aus den minderwertigeren heimischen Sorten für Hausbrand und Industrie herzustellen.

Die große Bedeutung des Kohlenverflüssigungsverfahrens ist heute schon allgemein bekannt. Alle Staaten, die über Kohlenvorräte verfügen, haben sich dem Studium dieses Problems zugewendet. Einige Erfolge kann in dieser Hinsicht England aufweisen. Eben jetzt wird dort wieder ein sehr kapitalkräftiges Unternehmen gegründet, welches nach dem verbesserten „Struben-Verfahren“ arbeiten wird. Dieses gestattet die Umwandlung der Kohle in Benzin, Gas und Ölfofs (für elektrische Zwecke verwendbar), der verbleibende Rückstand kann in Kohlenstaubfeuerungen verheizt werden. Ausbeute und Qualität der erwähnten Produkte übertreffen angeblich alle bisher bekannten ähnlichen Methoden; es können die verschiedenartigsten bituminösen Stoffe verarbeitet werden. In Benzin allein sollen 6 Millionen Gallonen erzeugt werden, von welchen zwei Drittel bereits an eine Ölverkaufsgesellschaft abgesetzt sind. Eine andere Anlage in England wird nach der „Becker-Methode“ (nach welcher schon jetzt in aller Welt 20 Millionen Tonnen Kohle jährlich verarbeitet werden) im Jahre 1929 so weit ausgebaut sein, daß sie über $\frac{1}{2}$ Million Gallonen Autokraftstoff und 1 Million Gallonen andere Öle auf den Markt bringt. Schließlich sei in diesem Zusammenhang auch das „Plasman-Verfahren“ erwähnt, das besonders für England von Wichtigkeit werden wird, da es sich für die dortigen Kohlen und bituminösen Schiefer gut bewährt. Man errichtet jetzt in London eine Anlage, in der täglich 500 t Kohle in rauchlosen Halbfofs für Hausbrandzwecke umgewandelt werden. Nebenbei werden noch erhalten: Gas, Teer, Schweröl und Benzin für Motoren, etwa 1 Gallone aus 1 t Kohle. Aus Ölschiefern mit 45 % flüchtigen Anteilen konnten 26 % als Öl und 19 % als Gas erhalten werden, d. h. 1 t solcher Schiefer ergibt 67 Gallonen Öl, von welchen 40 % unter 180 Grad Celsius sieden; die Gase enthalten zudem sehr viel benzinartige Kohlenwasserstoffe.

In den deutschen Leunawerken wurden im letzten Jahre 70000 t synthetisches Benzin gewonnen; in zehn Jahren wird sich die Produktion zumindest vervierfacht haben. Damit wird Deutschland immer unabhängiger vom Erdölmarkt, der ja fast gänzlich von Amerika beherrscht wird. Überdies

wird die heimische Kohle durch den „Beredlungsprozeß“ voll ausgenützt, denn man erhält eine ganze Reihe wertvoller Stoffe, die, wenn man die Kohle schlecht hin „verbrennt“, eingeführt werden müssen; mit der Kohle selbst aber — dies kann nicht oft genug betont werden — wird Raubbau getrieben, solange man sie nicht beredelt.

Als vorzeitiger Aprilscherz wird den meisten Lesern die Behauptung klingen, daß die Aluminiumindustrie bestrebt ist, aus Aluminium — Kleidungsstücke herzustellen. Bekanntlich ist dieses Metall sehr leicht und dehnbar; man versucht nun in Amerika, es in Fäden zu ziehen und diese zu verspinnen, um Stoffe für Damenkleider und Herrenanzüge, Handschuhe und Hüte zu erzeugen. In Italien wurden von Konfektionshäusern bereits Aluminiumballtoiletten angefertigt; angeblich fanden sie bei der Damenwelt größten Anklang. Wenn diese Mitteilungen im ersten Augenblick auch Zweifel erwecken, muß doch zugegeben werden, daß es sehr gut möglich ist, Gewebe aus dünnen Aluminiumfäden herzustellen, und von dieser Möglichkeit bis zu der Vorstellung, einer lieben Bekannten auf einem Ball in einem Aluminiumspitzenkleidchen und in Aluminiumschuhen zu begegnen, bedeutet es schließlich nur noch einen Schritt.

Weniger überraschend ist es, wenn wir lesen, daß in Südamerika eine Pflanze entdeckt worden ist, deren Faser sich auf Baumwollmaschinen sehr schön verspinnen läßt. Die Ersatzbaumwolle ist der gewöhnlichen Baumwolle in jeder Hinsicht ähnlich; sie läßt sich weben, bleichen, färben und bedrucken, ist dauerhaft und — was das wichtigste ist — billig; sie kostet etwa die Hälfte dessen, was derzeit für Baumwolle bezahlt wird. Wenn sich diese Nachricht voll bewahrheitet, steht die Baumwollindustrie vor einer gewaltigen Umwälzung!

Splitterloses Glas — auch das gibt es schon! In England wurde eine Gesellschaft gegründet, die sich zum Ziele gesetzt hat, die bisherigen Glasherstellungsverfahren so zu verbessern, daß ein nichtsplitterndes Glas zu billigen Preisen herstellbar wird. Gründerin des Unternehmens ist eine bekannte Filmfabrik, die nach dem sogenannten Azetatprozeß unverbrennliche Filme erzeugt; sie beabsichtigt, ihre langjährigen Erfahrungen auf diesem Gebiete bei der Glasfabrikation zu verwerten, und behauptet, ihre Vorversuche seien bereits so weit gediehen, daß die Arbeit in großem Maßstabe möglich sei. Splitterloses Glas wäre zweifellos eine Sache, die in kürzester Zeit in der ganzen Welt begehrteste Aufnahme fände. Aber auch die erwähnten anderen Probleme sind von solcher Bedeutung, daß sie einmal verwirklicht und Tatsache geworden, in Bälde ihren Weg in aller Herren Länder machen werden.

Wenn es auch nicht umwälzende Fortschritte sind, von denen wir hören, so sind es doch Fortschritte, die ihre Bedeutung haben. Denn rückblickend erkennen wir, daß wir stetig vorwärtsschreiten, Schritt für Schritt — oft auf neuen, meist aber auf altbekannten Wegen, die umgebaut und ausgebaut und darum immer vollkommener werden: und das ist Fortschritt!

Dipl.-Ing. R. G.



Fortschritte der Technik



Luftgekühlte Gasturbinen. — Rettungsboote für 145 Personen. — Schallwellen, die man nicht hört. — Papier aus Stroh. — Die Kunstseide wird billiger.

Seit langer Zeit beschäftigen sich Techniker und Laien mit dem Gedanken, eine Gasturbine zu verwirklichen, die vielfach als die Kraftmaschine der Zukunft angesehen wird. Man geht dabei von dem Gedanken aus, daß es rationeller sei, die Kraftmaschinen fortdauernd umlaufen zu lassen, wie das bei der Wasser- und der Dampfturbine erreicht worden ist, statt wie bei Kolbendampfmaschine und Dieselmotor eine hin und her gehende Bewegung auszunützen. Die Schaffung einer brauchbaren Gasturbine ist bisher stets an den hohen Temperaturen der Verbrennungsgase und der dadurch hervorgerufenen hohen Beanspruchung der Maschine gescheitert. Inzwischen hat man zwar die hitzebeständigen Werkstoffe dauernd höheren Anforderungen angepaßt; diese Werkstoffe sind jedoch noch nicht billig genug. Schon früher hatte E. Lorenzen den Vorschlag gemacht, die Turbinenschaufeln von innen her mit Druckluft zu kühlen, die von der Turbine selbst erzeugt wird. Nunmehr ist es gelungen, dieses Prinzip im Dauerbetrieb erfolgreich anzuwenden, wenn auch zunächst nur zum Betrieb einer kleinen Turbine mit den Auspuffgasen eines schnellaufenden Vergasermotors. Bei einem Kompressor-Kraftwagen wurde die neue Gasturbine an Stelle des früheren Gebläses eingebaut. Die heiße Druckluft erhöht die Verdampfung des zerstäubten Brennstoffes und damit die Leistungsfähigkeit des Motors, besonders bei niedrigen Drehzahlen. Ferner ermöglicht sie die Verwendung schwerer verdampfbarer Treibstoffe als bisher und macht den Motor auspuff ohne Verwendung eines Schalldämpfers nahezu geräuschlos. Man ist natürlich bestrebt, die günstigen Erfahrungen nunmehr auf große Gasturbinen auszudehnen. Andere Erfinder entzündeten das komprimierte Gemisch von Gas und Luft im Mittelpunkt eines spiralförmigen Verbrennungsraumes und lassen dann die Gase durch einen langgezogenen, feststehenden, den Verbrennungsraum umlagernden Auspuffkanal ausströmen. Ob dabei die Erhitzung durch die Verbrennungsgase nicht wiederum einen Strich durch alle Hoffnungen macht, müssen die Betriebsversuche zeigen.

Wie die mehrfachen Schiffsunfälle der letzten Zeit beweisen, bleibt in der Vervollkommenung des Rettungswesens noch viel zu tun. Einen großen Fortschritt werden bereits die Rettungsboote der in Bau befindlichen Ozeanriesen „Europa“ und „Bremen“ bringen. Zunächst sind die Boote so verbreitert, daß sie hundertfünfundvierzig Personen gegenüber neunzig bei den bisher größten Rettungsbooten aufnehmen können. Außerdem lassen sich infolge dieser Verbreiterung alle Boote direkt unter den Davits unterbringen. Der Bootsrand befindet sich dabei genau in Höhe des Bootsdecks, so daß die Passagiere und die Besatzung, ohne Hindernisse übersteigen zu müssen, unmittelbar vom Deck in die Boote gehen können. Um Rettungsboote auch bei Schlagseite und schwerer See zu Wasser bringen zu können, ist von anderer Seite der Vorschlag gemacht worden, die Boote durch Ausleger von der Schiffswand abzulenken. Auf Gleitrollen werden sie längs dieser Ausleger zu Wasser gebracht, so daß bei Seegang die Boote dann nicht gegen den Schiffsrumpf geschlagen werden, sondern an dem Ausleger wieder hochgleiten. Große Luftkissenabteilungen verhindern bei den Rettungsbooten der „Bremen“ und „Europa“, daß sie unter-

gehen können, selbst wenn sie ganz voll Wasser geschlagen worden sind. Der Bootsmotor, der im Moment des Eintauchens das Boot aus der Nähe des Schiffes bringt, ist wasserdicht gekapselt; er kann infolgedessen selbst unter Wasser laufen.

Vor einigen Jahren erst hat man gefunden, daß kurze elektrische Wellen von weniger als 3 Meter Länge Lebewesen zu töten vermögen. Offenbar beruht dies auf der Wärmeentwicklung, die durch diese Wellen im tierischen Gewebe hervorgerufen wird. Neuerdings werden nun die kurzen Wellen zu Heilzwecken durch Diathermie verwendet, die besonders tief angelegt und genau lokalisiert werden können. Selbst die Zubereitung von Speisen läßt sich durch Diathermie durchführen.

Ähnliche, ganz überraschende Wirkungen haben amerikanische Physiker bei hohen mechanischen Schwingungen gefunden. Durch die Einwirkung elektrischer Wechselfelder auf Quarzkrystalle konnten sie Schallwellen von 300 000 Hertz hervorrufen. Da die hörbaren Schallwellen von 20 bis 20 000 Hertz reichen, kann man die neuen Schwingungen als Ultraschallwellen bezeichnen. Überträgt man diese Schallwellen auf eine Glasspize, so kann man damit durch Holz und selbst durch Glas Löcher bohren. Auch kleine Lebewesen sowie rote Blutkörperchen werden durch diese Schallwellen zerstört. Durch die hohen Schwingungen tritt auch eine ziemlich erhebliche Erwärmung auf, aber die auffälligen Wirkungen werden durch die Schwingungen selbst hervorgerufen. In welcher Richtung diese neue Erkenntnis technisch verwertbar ist, steht noch nicht fest.

Zum Schluß einige Neuerungen, die vor allem den Frauen Freude machen werden!

Einem österreichischen Ingenieur ist es gelungen, eine Spitzenklöppelmaschine zu erfinden, mit der Spitzenstreifen und Spitzenstoffe bis zu 5 Meter Breite hergestellt werden können. — In Schweden beabsichtigt eine Gesellschaft, ein für Luft, Wasser und Fett undurchlässiges Papier aus Stroh zu gewinnen. Die Undurchlässigkeit soll durch den Wachsgehalt des Strohs erreicht werden. Es ist zunächst an die Verarbeitung von 15 000 Tonnen Stroh gedacht, die 6000 Tonnen Feinpapier ergeben würden. Auch in den Vereinigten Staaten hat man sich mit der Verwertung des Strohs schon mehrfach beschäftigt, dabei in erster Linie aber an chemische Verwertung gedacht. — In England hofft man durch das sog. Brandwood-Verfahren die Herstellungskosten der Kunstseide um nicht weniger als 50 % senken zu können, indem man die Nachbehandlung des Seidenfadens von vierzehn auf acht Stappen vermindert. Während bisher der Kunstseidenfaden nach seiner Entstehung im Spinnbad auf Walzen gewickelt, dann in mehreren Stationen gewaschen und getrocknet, gewirnt, gesträngt, gefilzt und dann an den Kunstseidenverarbeiter gelangt, der nochmals umspulen muß, soll jetzt die ganze Nachbearbeitung auf eigens dazu konstruierten Spulen erfolgen, offenbar in der Art, daß der einzelne Faden leicht von den Waschflüssigkeiten usw. umspült werden kann. Dadurch werden viel Handarbeit und das damit zusammenhängende Brechen der Fäden vermieden. Es wird also außerdem Zeit gespart, und es wird die doppelte Menge von Seide erster Qualität erzielt.

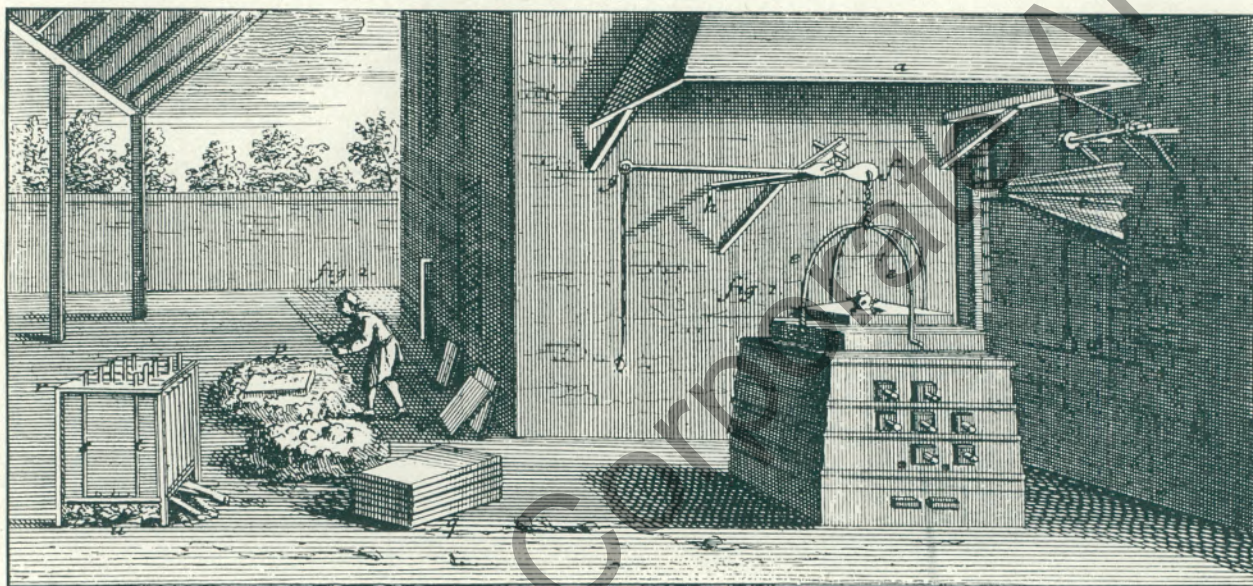
Sulfor.

Technische Gedenktage.

1. 2. 1885 starb Sidney Gilchrist Thomas in Paris, der Erfinder des Thomasverfahrens, das namentlich für Deutschland von weittragender Bedeutung geworden ist, da es ermöglichte, die lothringischen phosphorhaltigen Eisenerze im größten Umfange der Stahlerzeugung nutzbar zu machen.
2. 2. 1886 Todestag des bekannten Eisenbahnsachmannes Edmund Heusinger von Waldeck.
2. 2. 1913 starb zu Stockholm Carl Gustaf Patrick de Laval, von dessen zahlreichen Erfindungen die nach ihm benannte Turbine am bekanntesten geworden ist.
3. 2. 1811 Todestag des Technologen Johann Beckmann. Seine Veröffentlichungen über mechanische Technologie sowie über die Geschichte der Erfindungen sind wichtige Quellen für die technische Geschichtsforschung.

gestaltung der Maschinen für die hüttenmännische Verarbeitung von Eisen und Stahl hat sich dieses Unternehmen große Verdienste erworben. Das Werk besteht heute noch als Zweigwerk der Demag, A.-G.

16. 2. 1924 starb Wilhelm Schmidt zu Bethel bei Bielefeld. Er arbeitete mit Erfolg auf dem Gebiete der Verbrennungsmaschine und der Hochdruckdampfmaschine und führte den Heißdampf im Lokomotivbau ein.
17. 2. 1854 Geburtstag von Friedrich Alfred Krupp. Im Sinne seines großen Vaters Alfred Krupp baute er die Gußstahlfabrik besonders hinsichtlich der Rohstoffversorgung in großartigster Weise aus.
20. 2. 1922 starb zu Remscheid Reinhard Mannesmann, dessen Name mit der Herstellung nahtloser Rohre für alle Zeiten fest verbunden sein wird.



Blick in ein Zementstahlwerk vor zweihundert Jahren.

Rechts auf dem Bilde der Zementierofen, in dem durch mehrere Tage dauerndes Glühen in zerkleinerter Holzkohle flache Schweisseisenstäbe in Stahl verwandelt werden. Der chemische Vorgang besteht in der Kohlenstoffaufnahme des Eisens aus der Holzkohle. (Nach Reamur: L'Art de convertir le fer forgé en acier. Paris 1722.)

3. 2. 1819 wurde in Schwiebus Heinrich Ferdinand Eckert geboren. Er war bahnbrechend tätig auf dem Gebiete des Landmaschinenbaues.
8. 2. 1803 wurde durch königliche Kabinettsordre die Königliche Eisengießerei in Berlin ins Leben gerufen.
11. 2. 1887 starb in Louisville in Kentucky der Hüttenmann William Kelly, der das Bessemerische Windfrischverfahren der Stahlherstellung vor Bessemer erfunden haben wollte. In neuerer Zeit wird von Amerika aus eine große Propaganda für die haltlosen Behauptungen Kellys gemacht.
14. 2. 1844 erblickte Joseph Thysen zu Eschweiler das Licht der Welt. Er arbeitete 37 Jahre mit seinem Bruder August Thysen zusammen an der Ausgestaltung der Werksanlagen und verunglückte in Mülheim, indem er zwischen die Puffer zweier Eisenbahnwagen geriet.
15. 2. 1811 Geburtstag von Christian Moritz Rühlmann, eines bedeutenden Lehrers der Maschinenbaukunde an der Technischen Hochschule in Hannover.
15. 2. 1855 wurde Walter Leberecht Körte in Glatow geboren. Seine Bedeutung liegt auf dem Gebiete der Seezeichen.
16. 2. 1853 Todestag von Heinrich Daniel Kamp. Er gründete mit Friedrich Hartort zusammen auf der Burg in Wetter die erste Maschinenfabrik Deutschlands im neuzeitlichen Sinne. Durch Ausgestaltung der Maschinen für die hüttenmännische Verarbeitung von Eisen und Stahl hat sich dieses Unternehmen große Verdienste erworben. Das Werk besteht heute noch als Zweigwerk der Demag, A.-G.
21. 2. 1799 erblickte Benoît Paul Emile Clapeyron in Paris das Licht der Welt. Er war ein hervorragender französischer Ingenieur. Seine bedeutendsten Leistungen liegen auf dem Gebiete der Ingenieurmechanik. Auch erwarb er sich besondere Verdienste um den Bau der Eisenbahn von Paris nach St. Germain.
22. 2. 1793 Geburtstag von Friedrich Hartort. Er war ein Weg ebner der deutschen Industrie und feuerte seine Landsleute zur industriellen Betätigung an.
25. 2. 1924 starb im hohen Alter von 83 Jahren Hermann Majert in Pfisteritz, Bezirk Halle. Er war ein hervorragender Maschineningenieur und von 1882 bis 1916 Direktor der Siegener Maschinenbau-Aktiengesellschaft vorm. A. u. S. Oeschelhäuser in Siegen. In dieser Stellung hat er großen Anteil an der Entwicklung der Zweitaktgasmaschine gehabt.
26. 2. 1834 Todestag von Alois Senefelder. Er war der Erfinder der Lithographie.
27. 2. 1827 wurde in Saarbrücken Karl Röchling geboren, dem die Röchling'schen Eisen- und Stahlwerke ihre außerordentlich schnelle Entwicklung verdanken.
27. 2. 1840 Geburtstag von Friedrich Riß. Er war Professor der mechanischen Technologie und betätigte sich auch schriftstellerisch erfolgreich auf diesem Gebiet.

Der Sportmonat

Ein Rückblick auf die Zeit vom 16. Dezember 1928 bis 15. Januar 1929.

Es siegt immer und notwendig die Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme noch die Lichtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts ist es, welche Siege erkämpft. Sichte.

16. 12. 1928. Der bekannte Meister im Rückenschwimmen, Kuppere, Bierßen, verbesserte in Duisburg den bisher von Günther, Gelsenkirchen, mit 6:03,9 Minuten gehaltenen deutschen Rekord im 400-Meter-Rückenschwimmen auf 5:59,2 Minuten. Kuppers hält damit sämtliche deutschen Rekorde im Rückenschwimmen, und zwar über 100, 200 und 400 Meter.
16. 12. 1928. Dem Flugzeugführer von König-Warthausen wurden für seinen Fernflug Berlin-Moskau-Baku-Teheran (4509 Kilometer) der Hindenburg-Pokal und die Zusatzprämie zugesprochen. Die Leistung verdient dadurch besondere Beachtung, daß sie auf einem Klemm-Daimler-Leichtflugzeug mit Mercedes-Motor von nur 20 PS erreicht wurde.

19. 12. 1928. Eine erfreuliche Bilanz konnte der Deutsche Ruderverband im Jahre 1928 ziehen. Es wurden in diesem Jahre 97 offene Verbandsregatten ausgefahren mit 1461 Rennen, an denen sich 4994 Boote mit 25420 Mannschaften beteiligten. Hierzu kamen ferner 282 Jugend- und Schülerrennen mit 1142 Booten und 5976 Mannschaften. Es wurden in Dänemark 6 Rennen gefahren mit 5 Siegen, in Lettland 2 Rennen mit 2 Siegen, in der Schweiz 10 Rennen mit 6 Siegen, in Ungarn 5 Rennen mit 4 Siegen. Besonders reger war der Start der Verbandsvereine in Polen und in der Tschechoslowakei. So wurden in Bromberg 26 Rennen gefahren mit 10 Siegen und in Lettmeritz und Lundenberg 35 Rennen mit 10 Siegen. Dazu kommen noch die Starts der deutschen Olympiavertreter mit 6 Rennen und 1 Sieg für Deutschland und ein Start mit einem dritten Platz für Österreich sowie der siegreiche Start des Ludwigs-hafener Rudervereins beim Holland-Becher in Amsterdam. Das sind insgesamt 92 Starts mit 40 Siegen.

23. 12. 1928. Die Holländerin Fräulein Braun, die am 25. November einen neuen Weltrekord im 200-Meter-Rückenschwimmen aufgestellt hatte, brachte in Paris auch den Weltrekord im Rückenschwimmen über 400 Meter für Frauen an sich. Den alten Rekord hielt die verstorbene Amerikanerin Enbille Bauer, mit 6:24,8 Minuten, während Fräulein Braun 6:14,8 Minuten benötigte.
24. 12. 1928. Das Deutsche Turn- und Sportabzeichen wurde in seiner Bronzeausgabe in der Zeit vom 1. April 1928 bis jetzt bereits 21142mal verliehen, das Abzeichen in Silber 770mal und in Gold 300mal. An Frauen ist das Deutsche Turn- und Sportabzeichen in Bronze 2510mal, in Silber 83mal und in Gold 16mal ausgegeben worden.

27. 12. 1928. Beim Französischen Lawn-Tennis-Verband wurde die Meldung des Deutschen Tennis-Bundes für den Davis-Pokal-Wettbewerb 1929 zur europäischen Zone abgegeben.
28. 12. 1928. Bei den Eishockey-Wettkämpfen um den Spengler-Pokal konnte der Berliner Schlittschuh-Klub einen 2:0-Sieg über die Universitätsmannschaft von Orford erringen. Der Pokalverteidiger, Eishockey-Klub Davos, erlitt eine Niederlage durch die Universität Cambridge mit 0:2.
29. 12. 1928. Der erste Tag des Internationalen Hockeeturniers in Köln brachte den westdeutschen Farben schwere Niederlagen. Rot-Weiß Köln verlor gegen die Oxford Occasionals 1:9 und L.H.V. Bonn gegen Hannover 0:10.

30. 12. 1928. Am zweiten Tag des gleichen Turniers wurde Stade Français von Rot-Weiß Köln 2:3 geschlagen, Etuf Essen von Heidelberg 2:3. Den schönsten Kampf lieferten Orford und Hannover 1:1.
1. 1. 1929. Nach hartem Kampf beim Eishockeeturnier in Davos konnte der Berliner Schlittschuh-Klub die Mannschaft von Cambridge 1:0 schlagen und damit den im Jahre 1923 erstmalig umkämpften Spengler-Pokal zum drittenmal gewinnen. Durch einen 2:0-Sieg über den Hockey-Klub Mailand sicherte sich der Sport-Klub Rießersee den dritten Platz.

1. 1. 1929. Das Internationale Hockeeturnier in Köln brachte folgende Endergebnisse: Hannover-Rot-Weiß Köln 5:2, Stade Français-Etuf Essen 3:1, Orford-Heidelberg 2:2, Bonn-Stade Français 5:1, Köln-Bonn-kombinierte Elf 9:4 und Orford-Etuf Essen 5:0. Hannover, Heidelberg und Orford beendeten damit das Turnier ungeschlagen.

2. 1. 1929. Der Norweger Ballangrud stellte im Eisschnelllaufen über 5000 Meter mit 8:38,3 Minuten einen neuen Weltrekord auf.
3. 1. 1929. Der Amerikanische Aero-Verband legte als Termin für das Gordon-Bennett-Rennen der Freiballons 1929 den 1. Oktober fest.
4. 1. 1929. Die amtliche Liste der deutschen Schwimmerrekorde 1928 weist dreizehn neue Bestleistungen auf, darunter einen Weltrekord (Gräulein Mähe, Hildesheim, im 200-Meter-Brustschwimmen mit 3:11,2 Minuten).

6. 1. 1929. Nach einer Statistik des Deutschen Fußball-Bundes genehmigte dieser im zweiten Halbjahr 1928 267 Spiele mit ausländischen Gegnern. Hier von wurden 81 Spiele gewonnen, 100 Spiele verloren, 29 Spiele blieben unentschieden, 28 Spiele wurden auf einen späteren Termin verlegt, und 29 Spiele stehen noch aus.

6. 1. 1929. Ein sensationelles Fußballspiel wurde vor 20 000 Zuschauern in Nürnberg zwischen der süddeutschen Verbands-mannschaft und einer niederösterreichischen Berufsspielermannschaft ausgetragen. Die süddeutsche Mannschaft errang einen hervorragenden Sieg mit 5:0.

7. 1. 1929. Nach Nurm (s. 15. 12. 1928) traf auch der schwedische Meisterläufer Wide in Newyork ein. Beide Leichtathleten habender dortigen Sportbehörde ihre Freigabe- und Starterlaubnis-erklärungen überreicht und hierdurch dokumentiert, daß sie, entgegen anderslautenden Meldungen, weiter als Amateure starten wollen.

7. 1. 1929. Bei den Berufsborkämpfen in Köln wurde der deutsche Meister Ludwig Haymann in der vierten Runde von dem südamerikanischen Schwergewichtler Jelas durch k. o. besiegt. Es war dies die zweite K.o.-Niederlage, die Haymann in seiner Laufbahn hinnehmen mußte, die erste anlässlich seines vorjährigen Kampfes gegen Paolino.

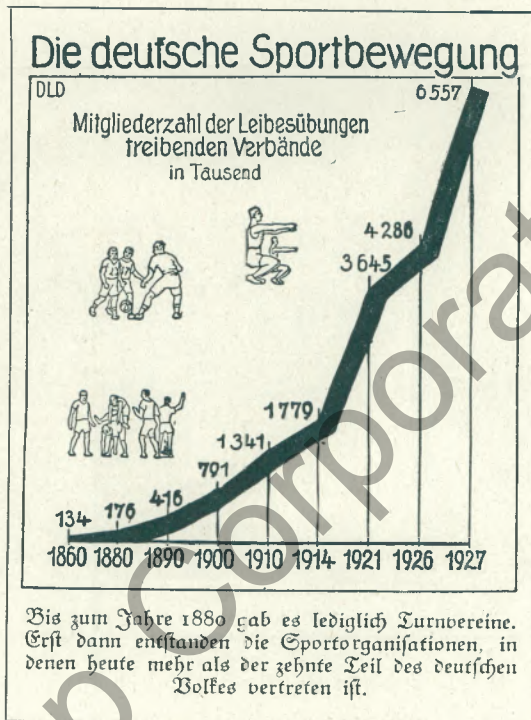
7. 1. 1929. Die fünfköpfige Besatzung des amerikanischen Flugzeuges „Question Mark“ stellte mit einem Flug von über 150 Stunden einen neuen Weltrekord im Dauersflug mit Betriebsstoffergänzung auf. Den Rekord ohne Betriebsstoffergänzung während des Fluges halten die deutschen Flieger Ristitz und Zimmermann auf einem Junkers-Eindecker W. 33 mit 65 Stunden 26 Minuten (s. 7. 7. 1928).

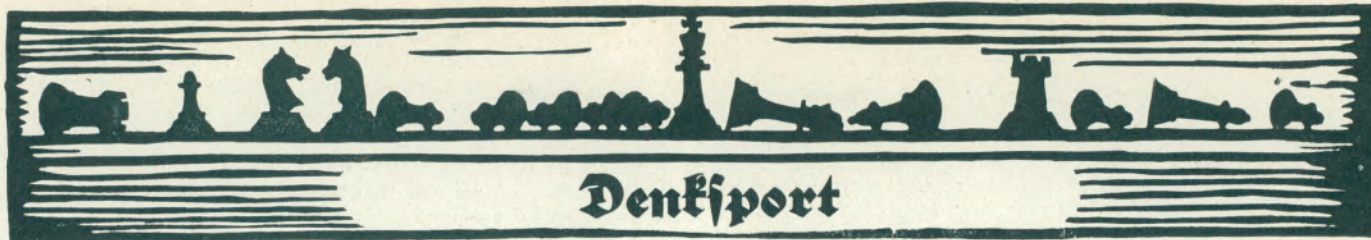
9. 1. 1929. Die deutsche Vereinsmeisterschaft der Deutschen Turnerschaft in den vollstündlichen Übungen wurde vom Turnverein 1860 Fürth mit 1048 Punkten gewonnen. Der Turnverein Lindau (Bodensee) erzielte zwar mit 1112 Punkten eine weit bessere Punktzahl, konnte jedoch nicht zum Meister erklärt werden, da der 3000-Meter-Lauf, der zu den vorgeschriebenen Übungen zählt, nicht auf einer Rundbahn, sondern auf einer geraden Strecke gelaufen wurde.

10. 1. 1929. Nach der offiziellen Rekordliste der Deutschen Sportbehörde für Leichtathletik brachte das Jahr 1928 der deutschen Leichtathletik eine Verbesserung von sechzehn Männer- und acht Frauenhöchstleistungen. Hierunter befinden sich acht Weltbestleistungen.

14. 1. 1929. Im Rahmen der Schweizer Winterspiele in Davos unter-nahm der zweiundvierzigjährige norwegische Weltrekordmann Oskar Mathiesen den Versuch, den auf 43,1 Sekunden (Larsen [Norwegen]) stehenden Weltrekord im 500-Meter-Eisschnelllaufen zu unterbieten. Das Vorhaben des Norwegers war von Erfolg begleitet, denn er legte die Strecke in der neuen Weltrekordzeit von 43 Sekunden zurück.

14. 1. 1929. Die alljährlich zu vergebende Goldmedaille der Fédération Aéronautique Internationale für die bedeutendste flugsportliche Leistung des Jahres wurde dem Engländer B. Hinkler für seinen mit einem Kleinflugzeug durchgeführten Flug von London nach Australien zuerkannt.



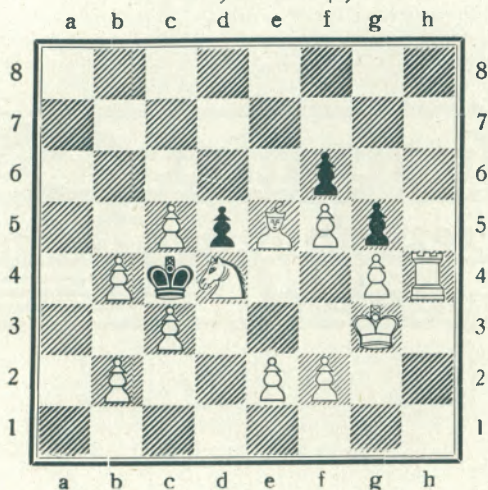


Schach e.

Bearbeitet von Heinz Vollmer.

Aufgabe Nr. 2.

Von Richard Malsch.



Stellung der Steine:

Weiß: Kg3; Th4; Le5; Sd4; Bh2, b4, c3, c5, e2, f2, f5, g4 [12].

Schwarz: Kc4; Bd5, f6, g5; [4].

Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

Der unferen Lösern bereits aus mehreren Aufgaben bekannte Verfasser hat hier einen reizvollen, nicht allzu schwierigen Vierzüger geschaffen, dessen Lösung bei einiger Geduld den Fortgeschrittenen möglich sein sollte.

Lehrgang des Schachspiels.

II.

Vergleicht man den Kampf der Figuren auf dem Schachbrett mit dem zweier feindlicher Heere, so ergeben sich anschauliche Parallelen. Die Stärke und Beweglichkeit der Schachfiguren ist sehr unterschiedlich; hier wie dort gibt es schwache, starke, gewandte und schwerfällige Streitkräfte. Ziel aller Strategie ist die Fesselung des feindlichen Königs; die Vernichtung der gegnerischen Truppenmacht ist hierbei nur Mittel zum Zweck. Wenn so der König die Hauptfigur jeder Partei darstellt, so entspricht dem jedoch nicht seine Bewegungsfreiheit. Hier seien kurz die Gangarten der verschiedenen Figuren erklärt:

1. Der König ist in seiner Bewegung räumlich beengt; er vermag nur immer bei jedem Zug ein Feld vor-, rück- oder seitwärts zu gehen; 3. B. Ke1—e2 oder nach d1, d2, f2, f1. Unmöglich wäre Ke1—e3 oder c1.

2. Die Dame ist die weitaus mächtigste Figur auf dem Brett. Sie kann beliebig viele Felder sowohl in gerader wie diagonalen Richtung zurücklegen (d1—d8 gerade, d1—a4 oder a1—h8 diagonal). Auf leerem Brett könnte die Dame beispielsweise folgenden Zugkreis beschreiben: d1—d5—h5—h8—a1—a4—d1!

3. Der Turm (bei jeder Partei zwei) besitzt nur die halbe Zugmöglichkeit der Dame; er kann nur in gerader Richtung Züge ziehen, 3. B. Ta1—a8—e8—e4—h4—h1—a1. Im Gegensatz dazu vermag

4. der Läufer (2) nur diagonal zu ziehen, wie Lc1—e3—a7—b8—f4—c1!

5. Eine besonders komplizierte Gangart zeichnet die Springer aus. Als einzige Figur hat der Springer das Recht, eigene wie auch feindliche Figuren zu überspringen. Seine Bewegung ist: Springer zwei Felder vorwärts, ein Feld seitwärts, oder umgekehrt. Aus der Grundstellung kann der Springer folgendermaßen ziehen: Sg1—f3—g5—e6—c7—b5—d4—f3—g1!

6. Das große Heer der Bauern, die die gesamte zweite bzw. siebte Reihe einnehmen, kann nur vorwärts, und zwar immer Bauer nur ein Feld, vorrücken in gerader Richtung. Er kann dagegen

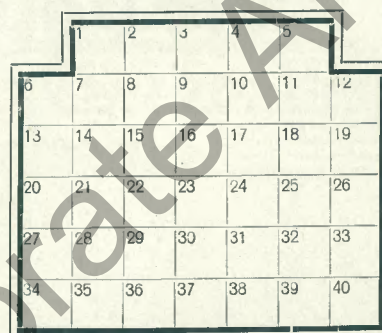
nur in der Diagonale einen gegnerischen Stein schlagen; 3. B.: steht auf f5 ein schwarzer Bauer, so kann er von einem weißen Bauer auf e4 oder g4 geschlagen werden, nicht aber von einem Bauer auf f4!

In jeder Partie hat Weiß den Anzug. Jede Partei zieht abwechselnd; niemand kann zwei oder mehr Züge zu gleicher Zeit machen.

Rätselle.

Karreerätsel.

(Gesehlich geschütt.)



Es sind 14 Wörter von untenstehender Bedeutung zu finden, deren einzelne Buchstaben in die durch Ziffern bezeichneten Karrees gesetzt werden. Sämtliche Buchstaben, im Zusammenhang gelesen, ergeben einen Spruch.

Bedeutung der Wörter:

1. Strom in Afrika 31 19 29
2. Deutscher Philosoph 37 10 31 8
3. Stadt in Polen 13 19 21 40 10
4. Römischer Senator 6 38 8 27
5. Fleischmittel 6 7 28 27 36
6. Orientalischer Titel 1 30 24 19 36
7. Schwedische Königsfamilie 18 10 25 10
8. Stadt in der Ukraine 37 5 15 32
9. Sohn Noahs 25 35 22
10. Britische Halbinsel 26 10 20 34 25
11. Orientalischer Teppich 9 16 29 33 22
12. Alpenfluß 33 39 12
13. Römischer Kaiser 4 2 17 27
14. Stadt in Italien 8 23 3 14 11

Ep.

Silbenrätsel.

Aus den 29 Silben: be - bein - bo - da - de - den - e - el - el - fen - gen - ker - len - licht - lin - lä - ne - nord - reiz - ri - rich - rif - ster - ta - ter - un - us - wal - zin sind elf Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben und vierte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Goethe-Ausspruch ergeben. Die zu suchenden Wörter haben folgende Bedeutung:

1. Werk von Eulenberg.
2. Männername.
3. Naturerscheinung.
4. Schweizer Kanton.
5. Preisverzeichnis.
6. Mauerkrönung.
7. Körperteil.
8. Pilz.
9. Wertvolles Schnitzmaterial.
10. Altpersischer König.
11. Beleuchtungskörper. (ch = ein Buchstabe.)

S. v. W.

Vergrabene Städte.

In jedem der folgenden sechs Sätze ist eine Stadt so vergraben, daß die ihren Namen bildenden Buchstaben in richtiger Reihenfolge auf mehrere unmittelbar aufeinanderfolgende Worte verteilt sind. Die Anfangsbuchstaben der sechs Städte ergeben den Namen einer vielgenannten mitteldeutschen Stadt.

Karl Loewes Eltern waren ganz unmusikalisch. — Eine Gerte kann weher tun als ein Stod. — Ein Lehrling muß meist ein Jahr arbeiten, bis er Lohn erhält. — Wenn du über ein Komma in Zweifeln bist, laß es weg! — Von diesem Tage an war er auf einmal tonangebend in seinem Kreise. — Furchtbare Magenkrämpfe quälten den Kranken. Dr. S. M.

Lösungen aus Heft 1.

Silbernrätsel.

1. Überschub; 2. Budapest; 3. Ostmühl; 4. Rebus; 5. Applikant; 6. Laaland; 7. Lofi; 8. Wacke; 9. Oder; 10. Erbse; 11. Isel; 12. Nelli; 13. Siebzig; 14. Ton; 15. Annunzio; 16. Altriman; 17. Zimbuktu; 18. Satin; 19. Lafontaine; 20. Epipedon; 21. Velfort; 22. Espenlaub; 23. Normandie; 24. Bundschuh; 25. Emir; 26. Sidol; 27. Livoli; 28. Emmerich

Überall, wo ein Staatsleben besteht,
ist die Religion unentbehrlich.

Silvester-Rätselsprung.

Enger rücken die Freunde zusammen,
Zünden zum würzigen Festtrunk die Flammen,
Froh zu begrüßen das kommende Jahr.
Und aus der Feiernden fröhlicher Kunde
Und aus der Gläser lustsprühendem Grunde

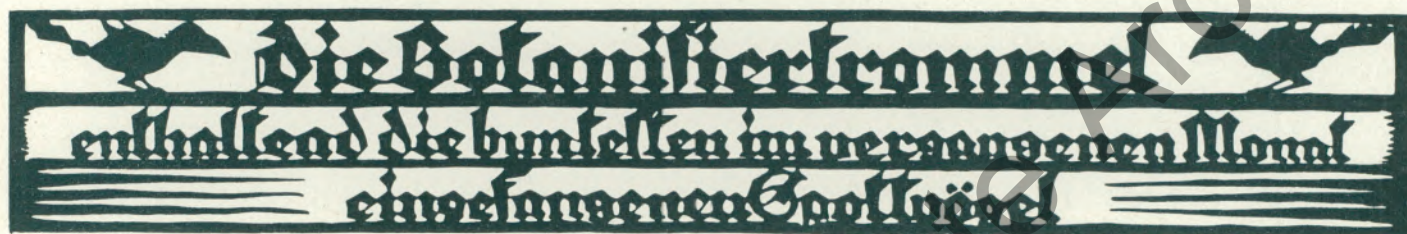
Hebt sich der Wünsche wirbelnde Schar:
„Prosit Neujahr!
Spende Segen der hoffenden Welt!“

M. Beerel.

Denkaufgabe.

Es handelt sich um eine Angelegenheit der Perspektive. Die Sonne befindet sich bei uns niemals senkrecht über dem Beobachter. Im vorliegenden Falle steht sie also etwa zwischen den Orten A und B, ist aber bedeutend weiter entfernt als die beiden Orte. Die Entfernung zwischen den Orten A und B ist ebenso groß wie die Entfernung zwischen den beiden Wolkenlöchern, welche die Strahlen hindurchlassen, da bekanntlich die Sonnenstrahlen parallel zueinander auf die Erde treffen. Die Wolkenlöcher bilden aber Punkte auf der Strahlenbahn, die weiter vom Beobachter entfernt sind als die Auftreffpunkte, eben die Orte A und B.

Es tritt also wie bei einem in die Ferne laufenden Eisenbahngleis eine scheinbare Verringerung der Entfernung der Strahlen voneinander in die Erscheinung, welche die Konstruktion eines Dreiecks zulässt, von dem sich die Spitze mit der Sonne direkt über der Wolkendecke befindet.



Salomonisches Urteil. Im Eisenbahnabteil. Zwei Damen. Endloses Hin und Her, schließlich: „Also bitte, schließen Sie nun das Fenster, durch den Luftzug hole ich mir den Tod!“ — „Das Fenster bleibt unbedingt offen, sonst rührt mich der Schlag!“ Ein mitfahrender Herr: „Also jetzt, meine Damen, machen wir erst mal das Fenster zu, dann rührt Sie (links) der Schlag. Dann machen wir es wieder auf, und dann sterben Sie (rechts), und dann haben wir anderen endlich Ruhe!“

(Reclams Universum.)

*

„Warum heiratet ihr nicht?“
„Weil wir keine Wohnung haben.“
„Könnt ihr denn nicht bei den Schwiegereltern wohnen?“
„Die wohnen selbst noch bei den Schwiegereltern.“

(Münchener Illustrierte Presse.)

*

Die Kinderkarte. Der Herr Professor fährt mit seinem siebenjährigen Töchterchen von Bad Tölz nach München. In Holzkirchen unterbricht er die Fahrt, um dort wohnende Verwandte zu besuchen. Die Verwandten wollen die kleine Nichte nicht mehr fortlassen; sie soll wenigstens ein paar Tage bei ihnen bleiben. Nun, Papa willigt ein und setzt andern Tags die Fahrt allein fort. An der Bahnsteigspitze zeigt er versehentlich die Kinderfahrkarte seines Töchterchens vor mit der Erklärung, daß er gestern die Fahrt unterbrochen habe.

„Ja mei, Herr!“ sagt der Schaffner mit einem Blick auf die Kinderkarte, „da san E' aber fei scho damisch schnell gwachsen in der kurzen Zeit!“

(Meggendorfer Blätter.)

*

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigen Umschlag) 10 RM., Einzelheft 1 RM. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Die zuzüglich Anfragen sind an den Verlag zu richten. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigen Umschlag jährlich (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 80 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 50 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wofür alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.



Zwingend. Die Klasse hat soeben eingehend einen Schädel betrachtet. „Wer von Ihnen kann mir nun sagen, ob das ein Männer Schädel oder ein Frauen Schädel ist?“ fragt der Lehrer.

„Ein Frauen Schädel“, schlägt Fritz Unband vor.

„Und Ihre Gründe dafür?“

„Die Kiefergelenke sind so ausgeleiert“, antwortet er todernt.

(Die Wochenschau.)

*

Karlchen muß ruhig dabeisitzen, wie eine Dame, die zu Besuch da ist, ein Klavierstück vorspielt. Es ist eine Sonate — die Sache hört überhaupt nicht auf. Dazu bearbeitet die Dame fortwährend das Forte-Pedal...

Plötzlich steht Karlchen auf, geht zu ihr und sagt: „Ich glaube, Sie müssen links treten; das ist die Bremse.“

(Berliner Illustrierte.)

*

Die Dame ist unzufrieden: „Nein, der Käse ist mir nicht lebendig genug!“

Der Verkäufer wendet sich darauf an den Ladenstift: „Willi, binde mal Käse Nr. 4 los und laß ihn reinkommen!“

(Kölnische Illustrierte.)

*

Zwei Engländer, die zusammen nach Amerika ausgewandert waren, kamen endlich auseinander. Nach einiger Zeit traf der eine den andern als Kellner in einem billigen Speiselokal.

„Was, so weit sind Sie heruntergekommen, daß Sie hier bedienen?“

„Ja, aber ich esse woanders!“

(Hamburger Illustrierte.)

*